Wie wird man tuberkulös?

Bekenntnisse des Menschenfeindes T. B.

aufgezeichnet

von

Dr. G. H. Groeningen,
Oberstabsarzt in Straßburg i. E.

Mein Gesetz ist kein leeres Wort für Euch, sondern Euer Leben hängt davon ab, und durch dieses Wort werdet Ihr Eure Tage auf Erden verlängern.
5. Moses. XXXII. 47.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1896.

Wie wird man tuberkulös?

Wie wird man tuberkulös?

Bekenntnisse

des

Menschenfeindes T. B.

aufgezeichnet

von

Dr. G. H. Groeningen,

Oberstabsarzt in Straßburg i. E.

> Mein Gesetz ist kein leeres Wort für Euch, sondern Euer Leben hängt davon ab, und durch dieses Wort werdet Ihr Eure Tage auf Erden verlängern.
>
> 5. Moses. XXXII. 47.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1896.

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

Vorbemerkung.

Tuberkel-Bacillen — in der praktischen Medizin meist kurz als T. B. bezeichnet — sind kleinste Pflänzchen aus der Klasse der Spaltpilze. Bei tausendfacher Vergrößerung erscheinen sie im Mikroskop als durchschnittlich 6 Millimeter lange Stäbchen. Sie finden sich bei Thieren und Menschen in allen tuberkulös veränderten Geweben (Lungen, Drüsen, Knochen, Gelenken, Haut, Darm, Nieren u. s. w.), vermehren sich in diesen und gehen mit der Zerstörung der befallenen Theile in die Absonderungen über (Auswurf, Eiter, Entleerungen u. s. w.) oder in's Blut, die Lymphe, die Milch u. s. w.

In diesen Absonderungen und Flüssigkeiten bleiben sie auch außerhalb des Körpers eine Zeit lang lebensfähig und können aus ihnen auf Gesunde übertragen werden. Die Tuberkulose ist eine ansteckende Krankheit, die nur durch Uebertragung von Tuberkelbacillen entsteht und das Wesen der Schwindsucht bildet.

Inhalt.

I.

Wie wird man tuberkulös?

Die innere Einfachheit der Natur liebt es, das Schöne und das Nützliche aus derselben Quelle fließen zu lassen. Die ästhetische Würdigung eines Himmelsstriches entspringt in der Wirklichkeit wie auf der Leinwand aus dem Zusammenwirken von Licht, Luft, Landschaft. Dieselben drei, in der reinsten und wohlthuendsten Form vereinigt, stellen sich in den klimatischen Kurorten zu Heilzwecken in den Dienst der Menschheit.

Jedes von den drei Mitteln übt seinen besonderen Zauber aus, den auch der Unkundige als angenehmen Dreiklang gern auf sich wirken läßt; jedes von ihnen kann aber auch zur Dissonanz führen, die unser Empfinden und Urtheil ungünstig beeinflußt.

Vor mehreren Jahren war ich zum ersten Mal in Nizza.

Wer an einem sonnigen Januartage dem Schwarm der geputzten Menschen, der sich nachmittags um die Militärkapelle im Jardin public versammelt, den Rücken kehrt und die Promenade des Anglais entlang schlendert — auf der einen Seite die prächtigen Hotelgärten, in denen die seltensten Pflanzen sich in der Sonne wiegen und Blumen mit verwunderten Märchenaugen den nordischen

Wanderer anstaunen — auf der anderen Seite der ewig wallende Riesenmantel des blauen Meeres, dessen silbern glitzernder Saum mit geheimnißvollem Rauschen unablässig zu des Beschauers Füßen sich aufbläht — in der Ferne die malerisch geschwungene Küstenlinie, die sich, vom blauen Meer und von blauer Luft umwoben, weit in einem geträumten Himmel zu verlieren scheint; wer seine Schöne bei so guter Laune in Feiertagskleidern antrifft, warum soll der sich nicht beseligt dem Zauber des Augenblicks hingeben und erst ängstlich bei anderen Leuten nachfragen, ob das reizende Geschöpf nicht wochentags auch einmal von übler Laune geplagt werden kann?

Als ich in einem späteren Winter einen schonungsbedürftigen Kranken dorthin begleitete, fand ich zufällig die Dame in der Stimmung, mit ihren unangenehmen Eigenschaften zu kokettiren.

Zwar hatte sie sich, wie nicht anders zu erwarten, mit den duftenden Blumen und dem goldenen Sonnenstrahlen-Diadem wieder bestrickend herausgeputzt, auch der bekannte ewig Blaue spannte sich wie gewöhnlich darüber — doch die Palmen schlugen mit ihren langfingerigen Wedeln fröstelnd um sich, wie daheim die Maurer zu derselben Zeit mit den Armen, um sich warme Finger zu machen. Das Meer hob sich mit wildem Gebrause und peitschte die knirschenden Kiesel unruhig am Strande hinauf und hinab.

Die herrliche Promenade war fast leer, und das Einzige, was dem waghalsigen Spaziergänger begegnete,

war Staub, wirbelnder Staub, ganze Wolken feiner Staub, der den äußeren Menschen im Nu in seine Farbe kleidete, doch auch tiefer eindringen mußte, wie das knirschende Gefühl zwischen den Zähnen zu erkennen gab. Da auch die Sonne dem unfreundlichen Winde nur ein kühles Lächeln entgegensetzte, machte ich auf meiner Wanderung bald Kehrt, zog meinen Hut fester über den Kopf und steuerte mit gesenktem Haupte und krummem Rücken, halb Gigerl, meinem Hotel zu.

Nachdem ich so in mich zusammengerollt einige Schritte zurückgelegt habe, renne ich gegen einen anderen kühnen Entdecker an, der mir in derselben eingezogenen Art unbemerkt entgegengekommen war. Er hielt sich ein Taschentuch vor den Mund. Kaum daß er mich erblickt, ruft er mich auch schon beim Namen und schließt mich stürmisch in seine Arme.

Es war ein Jugendfreund, den ich schon seit Jahren aus den Augen verloren hatte, ein reicher Tuchfabrikant, Inhaber der Firma Max Schaller und Söhne, die an dem Welthandel seiner Vaterstadt in erheblichem Grade betheiligt ist.

Nach der ersten Begrüßung erzählte er mir, daß er seiner Lunge wegen den Winter in Nizza verbringen müßte; er habe Influenza gehabt und im Anschluß daran eine Affektion einer Lungenspitze zurückbehalten.

„Dann wollen wir aber schleunigst aus dieser wirbelnden Giftwolke fliehen", versetzte ich und zog ihn eiligst mit mir fort, „und vor allem: Mund zu!" — Er wollte etwas erwidern; ich befahl ihm energischer:

„Mund halten!“ und faßte ihn unter den Arm. So schritten wir stumm neben einander her zu seinem nahe gelegenen Hotel.

Nachdem wir uns gereinigt hatten, setzten wir uns in den eleganten Konversationssaal und plauderten von unserer gemeinsam verlebten Jugendzeit und den alten Freunden, von denen schon so Mancher nicht mehr unter den Lebenden war. Als er von einem unserer Bekannten erzählte, der vor einiger Zeit als Angestellter in seiner Fabrik an Schwindsucht gestorben war, fragte er mit einem Seufzer:

„Woher kommt doch nur all die Schwindsucht?“

Von den T. B., antwortete ich.

„Was heißt das?“

Tuberkel-Bacillen.

„Wie komme ich zu Tuberkelbacillen?“

Du solltest fragen: wie ist es möglich, daß ihnen irgend ein Mensch noch entgehen kann? —

Er sah mich ungläubig an.

Du hast die Staubwolke gesehen, fuhr ich fort, die uns auf der Promenade begleitet hat. Denkst du, die trocknen Wege sind wie der gesegnete Acker, der die organischen Abfallstoffe festhält und verdaut, die man auf ihn hinaufbringt? — So wenig wie dort in dem Spucknapf in der Ecke, verschwindet der Auswurf der promenirenden Tuberkulösen in's Nichts. Die getrockneten T. B. erheben sich mit dem Wind, legen sich als Staub auf die Kleider, auf die Lippen, dringen in Mund und

Nase, übersäen Essen und Trinken, kurz, sie kommen überall hin, wo eben Staub hinkommen kann.

„Warum sind wir dann nicht Alle tuberkulös?"

Weil nicht Alle in dem Augenblick, wo sie T. B. bei sich aufnehmen, irgend eine Dummheit begehen oder ein Mißgeschick erfahren, wodurch den an der Oberfläche in aller Unschuld daliegenden Keimen der Eingang in's Innere der Gewebe frei gemacht wird.

„Und wie heißt dies Sesam für die T. B.? Was verschafft ihnen denn Einlaß?"

Alle Verletzungen der zarten Epithel=Schutzdecke an der äußeren oder inneren Körperoberfläche, Lockerung des Zusammenhangs durch Krankheiten, Erkältungen, schwächende und deprimirende Einflüsse der verschiedensten Art. Sind dann die eingedrungenen Keime zu massenhaft, oder der Organismus zu schwach, die Eindringlinge unschädlich zu machen, so ist die Tuberkulose fertig, die Schwindsucht ist da. Wie oft das übrigens zusammentrifft, kannst Du daraus entnehmen, daß $^1/_7$ bis $^1/_5$ aller Todesfälle auf Rechnung der T. B. zu setzen ist. Im Deutschen Reich giebt es gegen 1 300 000 Brustkranke und es sterben gegen 180 000 Menschen alljährlich an Schwindsucht.

„Hundertachtzigtausend! Das ist ja furchtbar! — Ist Tuberkulose und Schwindsucht dasselbe? Wird Jeder schwindsüchtig, der T. B. bei sich beherbergt?"

Nicht immer. Zunächst müssen die eingedrungenen Tuberkel=Keime sich im Körper vermehren und weiter verbreiten. Dann sind sie aber nicht selten nur die

Ouvertüre der eigentlichen Oper, die im ferneren Verlauf wohl die angeschlagenen Motive weiter verarbeitet, aber doch die Hauptaktion mit neuen, selbständigen Mitteln zu Ende führt. Bei manchen bösartigen Formen von Lungen-Schwindsucht sind die T. B. nur die Quartiermacher für das Heer von Entzündungs- und Eiter-Erregern, die zur schnellen Katastrophe drängen.

„Dann ist es am Ende gar nicht einmal so gefährlich, daß ich T. B. in meiner Lunge habe? Wenn ich mich in Acht nehme —"

Nach dem leichtsinnigen Spaziergang von vorhin zu urtheilen, ist es mit Deiner Vorsicht nicht gerade weit her. Uebrigens befindet sich Jeder, der Tuberkel-Keime in sich aufgenommen hat, etwa in der Lage eines Glasers, der bei einem Straßen-Krawall eine Spiegelscheibe vorüberträgt. Es ist ja nicht unmöglich, daß er durch den Steinhagel ungefährdet hindurchkommt — aber schließlich, wenn er seine Scheibe sogar vorübergerettet hat: er fängt vor Angst an zu laufen, stürzt über den Rinnstein, und sie geht doch in tausend Trümmer.

„Hundert—achtzig—tausend!" wiederholte er nachdenklich. „Und Du glaubst, daß die Tuberkulose nur durch die T. B. erzeugt wird?"

Ganz gewiß!

„Sind sie nicht vielleicht doch bloß die zufälligen oder unwesentlichen Begleiter der Krankheit? — Es fehlt in den Beweisen der Medizin so oft die zwingende Gewißheit, die uns sonst in naturwissenschaftlichen

Dingen keinen weiteren Ausweg läßt. Heißt es hier: sehen — begreifen — wissen, so folgen sich dort: voraussetzen — schließen — glauben.".

Wir täuschen uns da oft, erwiderte ich, und halten Dinge für unumstößlich, die wir gar nicht beweisen können; wir halten sie für richtig, weil unsere Sinne sie uns täglich so vorführen. Der Verstand schneidet aber doch manchen Faden entzwei, den die Sinne angesponnen haben. Unsere Gewißheit auch in rein naturwissenschaftlichen Dingen ist nur relativ.

„Du willst doch nicht abstreiten wollen, daß der Stern dort oben am Himmel steht?" rief mein Freund lachend.

Und willst Du es beweisen wollen? — Blicken zwei Liebende in einer lauen Frühlingsnacht zum Himmel hinauf und schwören sich ewige Treue bei dem ewigen Stern da oben — wohl Keinem von den Beiden, und wäre er der Assistent und sie die Tochter des Direktors der Sternwarte, ist dabei je der Gedanke gekommen, daß sie möglicherweise unter Anrufung eines gar nicht existirenden Zeugen ihre heiligsten Gefühle preisgeben. Denn wissen kann es Niemand auf Erden, ob der am Himmel funkelnde Stern nicht bereits vor ihrer Geburt in einer gewaltigen Katastrophe zerschellt ist. Was wir als Stern dort oben bewundern, ist doch nur der Lichteindruck auf unserer Netzhaut, der bei seiner Ankunft daselbst bereits eine Reise durch den Aether von so und so viel Jahren hinter sich hat. Wer will bei der langen Abwesenheit dafür einstehen, daß nun zu Hause noch

alles wohl ist? Es ist also die Behauptung vielleicht doch leichtsinnig und das Gegentheil unmöglich abzustreiten, daß die verlassene Wohnung da oben mittlerweile nicht längst abgebrannt ist.

„Nun, dann komm' auf die Erde zurück. Hier liegen Ursache und Wirkung näher beisammen. Daß das Pulver die Kugel aus dem Lauf treibt —“

Wer zweifelt daran? fiel ich ein. Jeder Gebildete weiß alle Einzelheiten des chemischen und physikalischen Geschehens dabei herzuzählen. Und dennoch! — Hat es schon ein Mensch beobachtet, gesehen? — Eine Kette von Schlüssen, Induktionen, Analogieen, so lang wie die Flugbahn des Geschosses, verbindet das ruhende Pulver im Lauf mit dem von der Kugel getroffenen Objekt. Und doch sind wir gewohnt, auch hier von einer unmittelbaren Gewißheit zu sprechen.

Mein Freund erwiderte nach einigem Nachdenken: „Diese Erfahrungsgewißheit genügt mir, um mich zu überzeugen und in der unorganischen Welt an Gesetze glauben zu lassen, die sich aus der geschlossenen Kette von Ursache und Folge entwickeln. Die Lebensvorgänge sind aber zu kapriciös, um sich an dergleichen zu kehren, und wenn schon — Ihr findet da keine Gesetze heraus, Ihr habt da höchstens Regeln mit den obligaten Ausnahmen. Das Leben ist nicht einfach die kürzeste Verbindung zweier Punkte, ist nicht der fallende Stein, geschleudert von der Hand eines mathematischen Genies; es ist die stürzende Lawine, die von einsam ragender Bergeshöhe ein unbekannter Wandersmann in unbedacht-

samer Laune mit dem Fuß hinabgestoßen in's Thal; im Stürzen gewinnt sie stetig an unberechenbarer Gewalt, reißt den Wald zu Boden, legt die Häuser in Trümmer, begräbt die Thalbewohner in den donnernden Massen und bricht sich an der unbewegten Ruhe des jenseitigen Berges. Und dann — ein ander Mal — zerstiebt derselbe abgebröckelte Klumpen hoch oben am elendesten Ginster. — Warum? Fragt nicht ähnlich Einer Eurer ersten Lebens-Erforscher?"

Wir finden das Gesetzmäßige in den Lebensvorgängen nur schwer und oft stückweise, das ist wahr. Es bedarf selbstloser Hingabe und unbestechlicher Wahrheitsliebe, die keine willkürliche Voraussetzung trüben darf, um zur Erkenntniß zu kommen. Gegen Ende der 40er Jahre kam ein denkender und beobachtender Arzt zu der Ueberzeugung, daß das Kindbettfieber durch die Hände der Aerzte, Hebammen und Pflegerinnen verbreitet wird, welche die Krankheitskeime wie gangbare Münzen von einer Wöchnerin zur andern weitergeben. Das Gewissen der Beschuldigten befand sich natürlich unendlich viel ruhiger bei dem altehrwürdigen Väterglauben, daß aus einer überirdischen Wolke ein genius epidemicus der unglücklichen Danae, die Mutter wird, die verdächtigen Münzen in den Schooß wirft. Deshalb mußte der gefährliche Neuerer unschädlich gemacht werden; er endete im Irrenhaus. — Sein Gedanke aber durchstrahlt gleich einer Sonne die ganze Medizin der letzten drei Decennien unseres Jahrhunderts: D i e v e r b r e i t e t s t e n K r a n k h e i t e n w a c h s e n a u s ü b e r t r a g e n e n o r g a n i s c h e n K e i m e n.

„Dann hat uns die Medizin buchstäblich aus allen Himmeln gerissen.“

Der Baum wurzelt nicht fester und ausschließlicher in der Erde, als der himmelstürmende Mensch. In früheren Kriegen starben nicht weniger Verwundete durch die Hand des Heilpersonals als durch das feindliche Blei. — Knowledge is power — hier war Nichtwissen Tod und Siechthum. Nur die bei den Heilbestrebungen von außen in die Wunden eingeführten Krankheitskeime brachten all die Schrecken: Eiterfieber, Hospitalbrand, Entzündung, Rose, Starrkrampf u. s. w., für deren Erklärung man lieber den Himmel zum Bundesgenossen des Feindes, als sich selbst zum Vergifter seiner Landsleute machte.

„Und Ihr kennt diese giftigen Keime jetzt alle? Wo halten sie sich denn auf?“

An jeder Oberfläche — überall — überall, wohin Luft kommt; wenigstens richten wir unser praktisches Handeln danach ein, und der Erfolg giebt uns Recht. — Nichts hemmt den Fortschritt der Menschheit mehr, als das Hinüberspielen von irdischen Angelegenheiten in die Aureole himmlischer Regionen.

„Dann müßte von Staatswegen jedem Bürger verboten werden, über seinen Kirchthurm hinaus zu denken!“ rief er lachend.

Das würde für Manche schon viel zu hoch sein; denn sie würden den sich abwickelnden Faden ihres Erkenntniß-Knäuels doch lieber an den Knopf ihrer Kirchthurmspitze, als an einen gemeinen Schlehdorn an-

knüpfen wollen. Es gab eine Periode in der Philosophie — und sie ist für Manche noch nicht völlig überwunden — wo man dem menschlichen Gehirn zutraute, Ausgaben machen zu können, ohne daß entsprechende Vereinnahmungen vorausgegangen wären. Es war die Zeit der angeborenen Begriffe, der Kategorieen, der Ehrfurcht vor dem a priori und ähnlicher fingirten Erbschaften, mit denen der Neugeborene von seinen ahnungslosen Eltern ausgestattet, in dieser schönen Welt erscheinen sollte. Kant und die Nativisten übersahen in grundsätzlicher Mißachtung aller Erfahrung, daß das erste Glied der unendlichen Erfahrungsschlußkette untrennbar mit dem ersten Athemzuge, dem ersten Augenaufschlag verbunden ist; jeder spätere Zeitpunkt trifft schon eine mit Erinnerungs-Merkzeichen reich beschriebene Tafel an. — Die Erfahrung ist für den Naturforscher die einzige Erkenntnißquelle, und das Verknüpfen zweier Thatsachen der Beobachtung durch Statuirung eines Verhältnisses untereinander von Ursache und Folge ist die Vorbedingung alles Fortschritts.

„Das will sagen: aus nichts wird nichts; zugegeben!“

Nun wohl! Du hast als Knabe den Kern eines Apfels in dem Garten Deines Vaters in einem stillen Winkel versenkt, und als Du aus den Ferien nach Hause kamst, da stand an der Stelle ein junges Bäumchen. Du wußtest genau, daß es der Sproß Deines eingelegten Kernes war, und zeigtest Deinen Kameraden mit Stolz das Ergebniß Deiner Gärtnerkunst.

Robert Koch nahm einen kleinen Spaltpilz, den er in einer tuberkulösen Lunge gefunden, und verpflanzte ihn auf ein gesundes Meerschweinchen; als er nach einiger Zeit nachsah, war das Thierchen tuberkulös geworden, und weithin verbreitet fanden sich hunderte und tausende der kleinen Pilze.

Entstand die Tuberkulose durch den eingebrachten Pilz? — Wuchs Dein Apfelbäumchen aus dem eingelegten Kern?

„Aber — fuhr er auf — wenn das wirklich so ist, dann sind ja die meisten Menschen die reinsten Verbrecher! — Wir alle tragen dazu bei, unsere Mitmenschen zu vergiften, direkt oder indirekt. — Die Jahresbilanz von 180000 Schwindsuchtsleichen in Deutschland steht im Schuldbuch der gesellschaftlichen Zustände! — Der Gedanke ist ja fürchterlich! — Warum ist denn von der unheilvollen Arbeit dieser T. B. noch so wenig in's Volksbewußtsein übergegangen?“

Leider sind die Menschen nur wenig geneigt, zwei Thatsachen in ursächlichem Verhältniß mit einander zu verknüpfen, wenn beide durch zeitliche oder räumliche Entfernung getrennt und die vermittelnden Zwischenglieder der Beobachtung nicht allgemein zugänglich sind. Handelt es sich nun gar um Dinge, welche wegen ihrer Kleinheit dem unbewaffneten Auge unsichtbar bleiben und deshalb nur einem beschränkten Kreise von Gebildeten geläufig werden, so ist nicht zu verwundern, daß die Wirkungen unsichtbarer Dinge in den Augen der Laien wenig Gnade finden, wenn ihr Kausalitäts-

Bedürfniß sich bisher mit dem Gröbsten und Greifbarsten befriedigt gefühlt hat. Der Sinn für die großartigen Wirkungen des Kleinsten fehlt dem Volk. Das Unsichtbare hat nur in der Form des Ueberirdischen und Uebersinnlichen in seinem Bewußtsein Realität. Deshalb glaubt das Volk lieber an eine Schickung des Himmels, als an eigenes Verschulden. Da nun dieser größte Menschenfeind in der unscheinbaren Gestalt mikroskopischer Größenverhältnisse bisher dem Volksbewußtsein so gut wie fremd geblieben ist, so kommt es, daß die Ausbreitung der Schwindsuchtskeime unausgesetzt mit erschreckender Sorglosigkeit und staunenswerther Gleichgültigkeit betrieben wird, die jedem Menschenfreund das Herz zusammenschnüren muß.

„Und ich versichere Dich, es ist nur Unkenntniß, die ein und eine viertel Million im Deutschen Reich zum Vergifter der übrigen 51 Millionen macht. Niemand hat eine Ahnung von der Größe der Gefahr. Eure wissenschaftlichen Abhandlungen sind zu matt, zu langweilig, zu sehr mit Fachgelehrsamkeit gespickt; kein Laie weiß sich daraus was zu entnehmen. Ihr sprecht eine ungelenke, trockne, einschläfernde Sprache. Wenn Jemand käme und sich der Allgemeinheit verständlich zu machen wüßte — welche Summe von Elend und Trauer könnte da aus der Welt geschafft werden! — Wo giebt es einen größeren Menschenfeind, als diese unseligen Tuberkelbacillen? Sie morden die Freude und die Hoffnung, sie tödten die Liebe und die Begeisterung, sie vergiften die Lebenslust und die Thatkraft; sie machen

das Paradies der Familie zur Marteranstalt und den Himmel der Liebe zur Hölle. — Wäre ich Arzt geworden, jede Faser würde ich daran setzen, die Menschheit von dem allgemeinen Würgengel befreien zu helfen. Von jedem kleinen Verbrecher, der gesucht wird, bringt man Signalements in die Zeitungen — giebt es denn keine Möglichkeit, den ahnungslosen Menschen wenigstens eine Warnungstafel an den Weg zu setzen?" —

Mein Freund sprach und fragte noch vielerlei über den Gegenstand, den er mit dem höchsten Interesse plötzlich von allen Seiten zu betrachten begann. Auch mancherlei praktische Vorschläge ließ er laut werden. Immer mehr redete er sich in Feuer. Er war ganz der Alte geblieben; jede neue Idee erfaßte er von jeher mit Begeisterung. Doch hielt ich es in seinem Interesse für gut, eine Unterhaltung abzubrechen, die ihn so erregt hatte, daß das Blut dem zart durchsichtigen Weiß des fein geschnittenen Gesichts zusehends immer mehr Roth beimischte.

Ich verabschiedete mich von ihm und schlenderte nachdenklich meinem Hotel zu; seine Bemerkungen über die Unkenntniß der Menschen bezüglich der Schwindsuchts-Uebertragung gaben mir zu denken.

Tags darauf, in aller Frühe, reiste ich nach Deutschland zurück.

Die Erregung meines Freundes beschäftigte meine Gedanken auch während der Fahrt auf das Lebhafteste. Sein Eifer wollte mir vorwurfsvoll, seine Begeisterung beschämend vorkommen.

Ich sah verstimmt durch das Koupefenster in die Landschaft. Nur unsichere Umrisse jagten unter dem Nebelschleier der Nacht kaum unterscheidbar vorüber. Hier und da ein Baum, eine Hecke, ein düsteres Buschwerk; ab und zu die schwarze Masse eines Gebäudes; dann das Gitterwerk einer Brücke über dem Einschnitt eines geahnten Flußbettes. — Alles geisterhaft, todt, starr, ohne Bewegung, ohne einen Laut. — Der Zug rollte mit taktmäßigen Stößen in geschäftiger Eile seinen Weg vorwärts, nur immer vorwärts.

Stürmt nicht so die Menschheit in der Nacht der Unwissenheit über Leichenfelder dahin — gedankenlos, rücksichtslos vorwärts, nur vorwärts, ohne die Grabsteine am Wege zu lesen, die so oft die Inschrift tragen: Gefallen von der Hand meiner Brüder — ? — Machst Du Dich nicht desselben Verbrechens schuldig, wenn Du schweigst? — Darfst Du mit so vielen Aerzten von dem Schwindsuchts-Gespenst in dumpfer Resignation mit dem Finger auf den Lippen sagen:

„Gebt ein Verständniß ihm, doch keine Zunge —?“ Hat die abstumpfende Gewohnheit der täglichen Uebung auch Dir die Kunst zum Handwerk, auch Dir die Wissenschaft zur Dekoration erniedrigt? — Muß erst der Mann aus dem praktischen Leben die Zunftweisheit in Arbeit umsetzen kommen? — Er an meiner Stelle — was thäte er? — Wie sagt doch Hamlet?

„Was thät' er,
Hätt' er den Grund und Ruf zur Leidenschaft
Wie ich? Die Welt ertränkte er in Thränen,
Zerriß des Volkes Ohr mit Schreckensworten,
Macht' Schuld'ge rasend, bleich die Ahnungslosen
Und die Bornirten selbst bestürzt. — Doch ich,
Ein stumpfer, mattgemuther Schwächling, dämm're
Als Träumer hin, fühllos für meine Sache
Und kann nichts sagen, nichts für meinen Nächsten,
An dessen Leib und Leben Tag für Tag
Verdammter Raub geschieht?" — —

Der Morgen brach allmählich an, ein verheißungsvoller Morgen. Der Nebel schwand. Goldig und klar tauchte die Sonne hinter den Bergen empor. Die Strahlenfluth verwandelte die liegen gelassenen Thautropfen der geflohenen Nacht in schillernde Diamanten. Die Wiesen funkelten, die Sträucher glitzerten; die ganze Natur, obgleich im Winterschlaf, prangte in strotzendem Leben. Ueberwunden waren Nacht und Starre des Todes. Die Sonne der Hoffnung und Zuversicht leuchtete wieder — auch wieder in's Herz, und ließ den Gedanken, der darin lag, keimen und wachsen. Und bevor ich den heimathlichen Boden wieder betrat, war er reif geworden.

Vierzehn Tage später übersandte ich meinem Freunde eine Lebensbeschreibung seines Todfeindes mit der Bemerkung: „Wenn Aesop die Thiere zum Sprechen bringt, warum soll ich es nicht mit einer Pflanze versuchen?"

II.

Bekenntnisse des Menschenfeindes T. B.

1. Vorleben.

Ich war ein Keim wie alle anderen in dem großen Treibhaus der Natur; ich lebte nicht zum Nutzen, nicht zum Schaden der übrigen, und willig gewährten mir allerlei Kräuter einen bescheidenen Wohnplatz, den ich oft genug mit vordringlichen Verwandten zu theilen hatte. Zwar wuchs unser Geschlecht mitunter in's Zahllose, doch dann brachte uns Nahrungsmangel wieder der völligen Vernichtung nahe.

Erst als die Erde die letzten sumpfigen Wasser der Oberfläche zu trinken begann und gewaltige Thiere mit gespaltenen Hufen zwischen den triefenden Farren einherstampften, als die ausgetrockneten Meerespfützen ihren Staub den vorüberstreifenden Winden zur Aussaat in die Fernen anvertrauten, da erwachte mit der Besiedelung der blattfressenden Warmblüter der schlummernde Vermehrungsdrang, und unaufhaltsam bis in's Unendliche wuchs die Zahl unserer Nachkommen. Im Laufe der Jahrhunderte verließen wir ganz den ursprünglichen Wohnsitz, und als Abraham mit seinem Weib und seinen Herden aus Mesopotamien westwärts zog, da wanderten wir schon mit, und seine Rinder und Stiere trugen in

ihm und Sarah das kommende Judengeschlecht nicht sicherer auf dem Rücken, als das unsrige unter ihm in den Lungen mit sich fort. Wir waren stolz darauf, hier schon mit der Geschichte des Menschengeschlechts verknüpft zu sein.

Doch zu Unrecht rühmten wir uns dieser frühzeitigen Begegnung. Denn später lernten wir in Aegypten Zweige unserer Familie kennen, welche damals schon seit Jahrtausenden ihre Nahrung aus dem Blut des Menschen selbst entnahmen.

Fürwahr! Wo lebt ein stolzeres Geschlecht? Wer will sich mit uns messen? Meine Vorfahren begleiteten den Urmenschen, der in ursprünglicher Rohheit halbnackt durch die Wälder streifte und die wilden Thiere mit der Keule niederstreckte; meine Ahnen theilten mit den Pharaonen die einsame Erhabenheit des Pyramidengrabes am Wüstensaum; Hellenen und Römer sahen wir kommen und verschwinden und andere Völker wieder aufblühen, erstarken und wieder vergehen — nur unsere Zahl wuchs unaufhaltsam, wie unsere Kraft unwiderstehlicher wurde mit der langsamen Verkümmerung des Menschengeschlechts. Aus dem harmlosen Begleiter entwickelten wir uns zum gefährlichsten Feinde. Nicht Feuer und Schwert, nicht Pest und schwarzer Tod können sich rühmen, die Menschen um so viele Millionen Lebensjahre gekürzt zu haben, als wir, die stillen, unscheinbaren, fast unsichtbaren Zerstörer im Verborgenen ihnen raubten.

So lange nach geheiligter Sitte die Mütter noch

natürlich genug blieben, ihre Säuglinge dort die Nahrung finden zu lassen, wo die Natur sie hinverwies, ging es nur ganz allmählich mit unserer Ausbreitung vorwärts. Freilich kam uns wohl zu Statten, daß die alten Vorschriften über Schlachten und Fleischgenuß unsere Gegenwart vernachlässigten, selbst wenn wir schon ausgedehnten Besitz von den Lungen und sonstigen Weichtheilen ergriffen hatten. Ja, selbst der große Gesetzgeber Moses ließ uns unbehelligt vom Schlachtvieh aus die gelegentliche Besiedelung des Menschen betreiben. Aber dieser Weg war doch mühsam und unsicher und hätte uns allein nicht zu der Weltherrschaft bringen können, die wir durch frühzeitigen Uebergang in die Kuhmilch fanden, die als Säuglings-Nahrung diente.

Für die Ausbreitung unseres Reiches wirkten drei Helfershelfer, die uns auch heute noch zur Seite stehen: 1. Die Unkenntniß der Menschen über uns, 2. die Behutsamkeit unseres Vorgehens, 3. die scheinbare Verschwendung der Natur, die tausende von uns opfern kann nur um des Einen Erfolges willen.

Zwar ist es mit unserer Verborgenheit für immer vorbei, seitdem Robert Koch im Jahre 1882 uns für Menschenaugen sichtbar zu machen lehrte; doch sichert uns die Zweifelsucht eines großen Theils der Aerzte und die Theilnahmlosigkeit der Gesammtheit der übrigen Menschen die Wahrung und stetige Vererbung unseres Besitzthums. — Die Unkenntniß giebt uns Unsterblichkeit.

Gingen wir bei unserem Werk im Sturmschritt vor — nur zu bald ständen wir vor unserem Untergange. Der unbändige Bruder von der Cholera schaart jedesmal selbst die trägsten Perrückenträger und blödesten Stadtväter zu gemeinsamer Abwehr zusammen. Unser leises Anschleichen und langsames Vordringen, unser Ausruhn nach Erreichung gewisser Deckungen, unser scheinbarer Rückzug, als verzichteten wir auf weiteren Kampf, unsere Kriegslist der vielfachen Verkleidung — all das wiegt die Ueberfallenen in Sorglosigkeit, bis wir des Besitzes sicher sind. Ist dann die Gefahr erkannt, so verhallt der Alarmruf des Einzelnen ungehört und stört die Nachbaren nicht aus ihrer Ruhe. — Die Indolenz giebt uns Unsterblichkeit.

Die Natur zeigt keine Achtung vor dem Einzelwesen. Tausende Existenzen gehen in scheinbarer Zwecklosigkeit zu Grunde — und doch sterben die tausend wieder nur, um das Leben des Einen zu sichern. Fiele jeder Keim auf empfänglichen Boden, sie würden sich gegenseitig ersticken.

Die Unsterblichkeit ist uns gesichert durch die Art unserer Vermehrung: Theilung, unausgesetzte Theilung und beständige Wiedertheilung ist unser Leben, bei dem es keinen Tod giebt. Daher ist unsere Gesammtheit ein einziger Riesenorganismus, verbreitet über die ganze Erde, überall da, wo Blattpflanzen, Wiederkäuer und Menschen zusammenleben, und jedes Glied der unendlichen Kette enthält die Einheit und die Vielheit, und bewahrt das Bewußtsein der Gesammtheit.

2. Der Freiheitskrieg im Stall.

Zur Zeit, als sich meine Uebersiedelung vom Thier zum Menschen vollziehen sollte, befand ich mich auf einem großen Gutshof am Rhein in einem weitläufigen Stall. Von den mehr als 40 Stück Vieh, die noch zu Anfang des Jahres hier gestanden hatten, waren nur die zwei magersten Kühe und ein Kalb übrig geblieben. Die anderen waren, eins nach dem anderen, von den durchmarschirenden Franzosen aus dem Stall gezogen und geschlachtet worden. Die drei standen eng zusammengedrängt in einer Ecke, und der ganze übrige Raum war von Kavallerie-Pferden eingenommen.

Mit diesen war eine ewige Beweglichkeit und Unruhe in die sonst so stillen Stallräume eingekehrt; das Stampfen und Schnauben der Pferde, das Lachen und Schwatzen der beweglichen fremden Reiter stach seltsam ab gegen den gewohnten Frieden früherer Tage, wo höchstens einige kichernde Mägde und schäkernde Knechte ihre Stimmen mit dem Konzert vermischten, das dumpf brüllende Kühe und kettenrasselnde Stiere hier zu vollführen pflegten.

Die jungen Knechte waren alle fort in den Krieg, wie der Gutsherr selber; die Mädchen hielten sich verborgen, um den gefürchteten Feinden nicht in die Hände zu fallen. Und was hätten sie auch auf einem Gutshof zu suchen gehabt, dessen Vieh geraubt, dessen Keller und Speicher geplündert, und dessen Zimmer von durchziehenden Soldaten mit Beschlag belegt waren. Außer dem

Verwalter und dem alten Großknecht war daher nur die bejahrte Köchin und die stämmige Viehmagd zurückgeblieben, und diese, die schwarze Kathrin, hielt ihre nicht mehr ganz frische Weiblichkeit hinter soviel männlichen Tugenden verschanzt, daß sie mit den übermüthigen Eindringlingen vortrefflich auszukommen verstand.

Das hatte sich soeben wieder gezeigt. Einer der Dragoner war in ihr arg bedrängtes Reich in dem Winkel eingedrungen und störte sie beim Melken mit seinen Zudringlichkeiten. Es kostete ihr aber nur ein Aufstehen vom Melkstuhl, ein Mundaufmachen und ein Ausholen mit der Hand, um dem schwächlichen Männchen da vor ihr klar zu machen, daß die deutsche Kuhblume und der französische Rittersporn sich nicht gut zu einem Sträußchen zusammenbinden lassen würden.

Er ließ deshalb von ihr ab und bemächtigte sich aus Rache des bei Seite gestellten Milchgefäßes, das sie jeden Morgen für den Neugeborenen der Herrschaft frisch von der besten Kuh zu füllen pflegte.

Der Topf hatte aber die blassen Lippen des Fremden noch nicht berührt, als eine schallende Ohrfeige und ein urdeutscher Fluch beides zusammen, Topf und Kopf, im hohen Bogen über den Schlagbaum hinüber ins Pferdebereich zurückbeförderten.

Der bunte Reitersmann erhob sich von der Streu unter seinem Pferde mit zahllosen: „Mille bombes! — c'est une diablesse! — tonnerre de Dieu!“ Er hatte nicht die Kourage, die zusammengesuchten Scherben der

streitbaren Stall-Amazone an den Kopf zu werfen, sondern begnügte sich damit, die Stallwände mit den Wurfgeschossen und die Kuhmagd mit wüthenden Blicken zu bombardiren.

Die schwarze Kathrin setzte sich indes wieder gleichmüthig zu ihrer Arbeit nieder, holte einen frischen Topf und füllte ihn nun von der anderen Kuh, die mit ihrem struppigen Haar und den trüben Augen nicht den besten Eindruck machte. Sie war schon vorgeschritten perlsüchtig und fast alle inneren Organe beherbergten die großen und kleinen Knoten, in denen unser T. B.-Geschlecht zu vielen Millionen sich wohl sein ließ. Hunderte von uns verließen täglich mit der Milch ihren alten Stammsitz, und viele davon fanden bei Menschen und Thieren die günstige Gelegenheit zu weiterem Fortkommen.

So kam ich an jenem Tage in die Kinderflasche und befand mich bald, da die Milch nicht gekocht, sondern nur gewärmt wurde, mit vielen meines Gleichen wohlbehalten im Magen des jungen Stammhalters. Zum Glück für uns waren die Verdauungswerkzeuge des Jungen damals gerade recht in Unordnung, weil aus den mangelhaft gereinigten Saugpfropfen der Kinderflasche sowohl, als auch aus dem landesüblichen Lutschbeutel eine Unzahl von Gährungskeimen mit der Nahrung täglich hinabkam. So konnte uns der veränderte Magensaft nichts anhaben, und schon nach wenigen Stunden waren wir von den Lymphgefäßen an die verschiedensten Drüsen abgegeben, wo wir uns zunächst häuslich einrichteten.

Die Mutter war in Folge der fortwährenden Aufregungen, Sorgen und Nöthen der Kriegszeit kränklich und außer Stande, ihren Liebling selbst zu nähren oder auch nur hinreichend zu beaufsichtigen.

Unsere Weiterentwicklung in den Drüsen ging nicht ohne erbitterte Kämpfe ab. Immer neue Schaaren von weißen Blutkörperchen stürzten sich auf uns, und gar mancher der besten T. B. wurde von der weißen Schutztruppe unschädlich gemacht. Schließlich sicherte uns aber der stetige Zuzug neuer Einwanderer aus der Milch doch den Sieg; als der kleine Alfred in sein fünftes Lebensjahr trat, waren die Unterleibsdrüsen schon um das Zehnfache vergrößert, und zu beiden Seiten des Halses wölbten sich nußgroße Knoten hervor, in denen sich tausende unserer Tuberkel-Keime niedergelassen hatten.

Die geängstigte Mutter hatte schon frühzeitig den alten Dorfarzt um Rath gefragt. Mit gewohnter Gründlichkeit hatte er viele lange Rezepte komponirt, mancherlei zum Einnehmen und Einreiben. Doch als es klar wurde, daß wir uns darum nicht bekümmerten, meinte er schließlich: „Das sind Skrofeln; das sind unreine Säfte; da hilft sich die Natur; die müssen herauskommen!“ Und zuletzt erklärte er: „Das muß aufgeschnitten werden!“ Alfredchen entschied aber mit der ganzen Energie eines verzogenen Muttersöhnchens, daß er sich nicht schneiden lasse, und der Mutter, welche nach dem Tode ihres Mannes ihre ganze Hoffnung in ihrem Liebling verkörpert sah, schauderte noch mehr vor der kleinen Operation als ihrem jugendlichen Tyrannen.

3. Der Wunderdoktor.

So ward denn im Rathe der Weiber und Unmündigen unter vielem Wehklagen beschlossen, daß der Doktor eigentlich ja nur von inneren Krankheiten etwas verstände, und daß für das äußere Leiden des jungen Gebieters der Schäfer Matthies die einzig zuständige Persönlichkeit sei. Der kannte ja alles, nur kein Messer, und war durch jahrelanges Schafhüten zum Heilkünstler besser vorbereitet, als die Studirten.

Und richtig! Nachdem der Alte mit seinen klugen grauen Aeugelchen unter den buschigen weißen Brauen den Jungen gemustert hatte, erklärte er sofort, daß das Schneiden unnöthig sei, und daß da nur die von ihm bereitete kostbare Salbe helfen könne, deren Herrichtung sich als unschätzbares Geheimniß in seiner Familie seit undenklichen Zeiten vererbt habe.

Dabei langte er aus den Tiefen einer Tasche seines langen blauen, mit kleinen Silberknöpfen besetzten Rockes eine umfängliche Steinkruke heraus, die er mit Vorsicht, ja, mit einer gewissen Zärtlichkeit auf den Tisch stellte. Aus der anderen Tasche entnahm er ein Stück Schaffell sowie ein schmutziges Taschenmesser und begann nun, von dem zähkleberigen braunen Inhalt des Wundertopfes auf das Schaffell zu streichen, mit einer Energie, daß der Tisch und er selbst taktmäßig um die Wette ächzten und ihm die lange weiße Mähne dabei um die rothen Backen pendelte.

In athemloser Andacht hatten Mutter, Tante, Schließerin, Mamsel, Kinderfrau und Köchin dem Wundermanne zugeschaut, und als ihr Alfred nun mit dick umwickeltem Hals vor ihnen stand, um die versprochenen Belohnungen und Liebkosungen für sein Wohlverhalten entgegenzunehmen, da war die Ueberzeugung allgemein, daß ihr Sorgenkind in acht Tagen wieder ganz gesund sein werde. Wie hätten auch die unreinen Säfte einem solchen Manne widerstehen können, der nun noch als letztes Beschwörungsmittel aus den unerschöpflichen Rocktaschen einen selbst erfundenen Thee aus Feldblumen hervorzog? — Das große Packet sollte in acht Tagen verbraucht werden.

Nach acht Monaten strich der Schäfer immer noch wöchentlich sein Pflaster — aber jetzt war es ein weißes, denn die Drüsen waren mittlerweile aufgebrochen, und unsere Auswanderung war in regelmäßigem Betriebe. Schon hatten tausende T. B. die ursprüngliche Pflanzstätte verlassen und manche auch hie und da günstige Aufnahme gefunden. Einige benutzten hierzu das alte Messer des Schäfers, das zu manchfacher Verwendung bei Gesunden und Kranken kam; andere zogen das ehrwürdige Schaffell vor, um sich ein weiteres Fortkommen zu sichern; am glücklichsten trafen es diejenigen T. B., die in den kostbaren Wundertöpfen ihren Wohnsitz aufschlugen, denn auf dem braunen und weißen Geheimniß fanden sie alle Bedingungen eines strotzenden Nährbodens, und was da an der Oberfläche über Nacht in der Wärme einer engen Bauernstube in üppigem Wachsthum empor-

geschossen war, das wurde am Tage jedesmal mit Sorgfalt und Nachdruck auf allerlei Wunden und Geschwüre im Dorf und weit im Lande umher zu weiterer Tuberkel-Aussaat vertheilt.

Denn der Schäfer Matthies erfreute sich als Beinsetzer und Wundermann einer Berühmtheit, die weit über die Grenzen des Kreises, der Provinz, ja, des Landes hinausreichte. Hoch und niedrig, arm und reich, Erwachsene und Kinder pilgerten nach seinem fast plötzlich berühmt gewordenen Dorfe — und in dem Maße, wie ihm das Volk zuströmte, vertheilte er von unserer Tuberkel-Aussaat an seine Gläubigen. Er war die Wechselbank, die das zufließende Geld in Gesundheits-Antheilscheine umsetzte — ein Schein war es freilich nur, der vom unvertilgbaren Wunderglauben der Menschen seinen eingebildeten Werth erhielt, in Wirklichkeit aber, vielleicht nach Jahren erst, irgendwo und -wie sich als eine Verschreibung des eigenen Lebens auswies.

Freilich ahnte dann Niemand mehr die Herkunft des Mahners, der damals unbemerkt seinen Einzug gehalten. War doch auch der Schäfer Matthies selbst dann schon längst vergessen — verkommen, im Elend gestorben.

Als die Reihe an mich kam, das kindliche Drüsenheim mit einem anderen Wirkungskreis zu vertauschen, stand das Ansehen des Mannes, also auch unsere Wirksamkeit, noch in der Blüte. Er hatte eines Tages den kleinen Alfred wieder verbunden und dabei wieder viel an den eiternden Fisteln am Halse herumgedrückt, als

ein frisches Bauernmädchen schluchzend hereinstürzte und den Wundermann zu ihrem Vater rief, der soeben von einem Heuwagen überfahren worden war.

Das kleine Häuschen des Huberbauern lag dicht neben dem Gutshof, und der Schäfer war schon nach wenig Augenblicken bei dem schwer verletzten Manne, der blaß und stöhnend auf seinem hohen Bauernbette dalag. Das Rad war ihm über den Unterschenkel gegangen, hatte die Knochen zermalmt und die Haut weithin aufgerissen.

Obgleich Unwissenheit beherzt macht und Unkenntniß kommender Gefahren Sicherheit verleiht, so erschrak der Wunderdoktor doch im ersten Augenblick über das, was er da zu sehen bekam — aber dann faßte er um so dreister und roher zu, gleichsam um den Eindruck des anfänglichen Stutzens wieder zu verwischen.

Die runzeligen Finger, die noch vor fünf Minuten von Drüseneiter getrieft hatten, bohrten jetzt zwecklos in der offenen Wunde herum, und unter dem Aechzen und Stöhnen des Verletzten hielt ich auf diese Weise mit einer großen Anzahl meiner T. B.-Genossen meinen Einzug durch die bloßgelegten, weitgeöffneten Thore der zerrissenen Weichtheile und zertrümmerten Knochen.

Und nun begann ein Kampf auf Tod und Leben. Die gleichzeitig mit uns eingedrungenen Eiter-Erreger beanspruchten bald das Feld für sich allein; wir wurden ganz beiseite gedrängt, und wenn ich mich nicht mit einigen der Unserigen in die Luftröhrendrüsen etappen-

weise hätte einschwemmen lassen, wir wären von den stürmischen Verwandten ganz zu Grunde gerichtet worden.

Diese machten nun täglich wüthende Angriffe auf das feste und wohlgefügte Gebäude; aber die von harten Vätern geerbte und auf kärglicher Scholle immer neu gestählte Kraft des Huberbauern ergab sich nicht leicht. Wohl zehrten täglich sich wiederholende Schüttelfröste das ohnehin spärliche Fett von dem sehnigen Körper, wohl zitterten die knöchernen Hände anhaltend ruhelos wie suchend auf der bunten Bettdecke umher, wohl lag der Verunglückte wochenlang mit offenem Munde und halb geöffneten Augen da, ohne ein Wort für die treue Pflegerin, sein geliebtes Kind, das Tag und Nacht wie ein Engel seinen todtenähnlichen Schlummer behütete.

Seine Liesbeth hatte es auch durchgesetzt, daß der Arzt den Vater in Behandlung nahm. Dem Schäfer war das ganz recht gewesen; denn starb der Bauer, was sich bald als das Wahrscheinlichste herausstellte, so ging das auf Rechnung des Doktors; kam er aber durch, so behielt er gewiß ein verkrüppeltes Bein — und der kluge Wundermann kannte seine Leute nur zu gut, um nicht zu wissen, daß nichts den Schafstall seiner Gläubigen mehr zu füllen vermochte, als der Hinweis auf einen ärztlich behandelten Krüppel.

Und das Wunder geschah. Das lebende Skelett überwand Alles, was die hitzigen Eitererreger im Blut und in den Organen von Angriffswerken errichtet hatten. Uebers Jahr, als wieder die Heuwagen den Scheunen

zuschwankten, saß der Huberbauer vor seinem Häuschen in der Sonne und sog mit Gier und wehmüthigen Gedanken den kräftigen Heugeruch ein.

Allerdings sah er noch recht geisterhaft aus, und die Krücken, die er neben der Bank an die Wand gelehnt hatte, erlitten nicht allzu schwere Belastung auf dem mühsamen Wege von der Stube bis vor die Hausthür, den er nachmittags mit Unterstützung seiner Liesbeth seit einigen Tagen zurückzulegen sich getraute. Mit dem Ausdruck inniger Zärtlichkeit verfolgte er die flinken Handbewegungen seiner Tochter, die sich, mit einem Korb Gemüse beschäftigt, neben ihn gesetzt hatte.

„Du solltest Dich jetzt doch auch mehr schonen", meinte er zu ihr und strich ihr dabei über die etwas blaß und schmal gewordenen Wangen. „Du wirst mir sonst am Ende auch noch krank."

Sie lachte: Mit mir hat's keine Noth, Vater. — Aber Du hustest in letzter Zeit soviel; das kann nicht gut sein.

„Bah! Das ist der Ofenruß, den ich die ganze Zeit da drinnen hab athmen müssen. Das muß heraus."

Du könntest doch den Doktor einmal fragen.

„Wer lange hustet, lebt lange."

Liesbeth seufzte und nahm sich in der Stille vor, demnächst einen Bittgang zur Wallfahrtskapelle zu machen.

4. Der Erlöser in der Waldkapelle.

Als das Frühjahr wieder ins Land zog, hatte sie schon oft dort in inbrünstigem Gebet gekniet, doch war der Zustand des Vaters nur immer schlimmer geworden. In letzter Zeit wurde die T. B.-Aussaat immer allgemeiner; die Lungen waren weithin durchsetzt und unzählige von uns verließen mit dem absterbenden Gewebe den immer hinfälliger werdenden Körper.

Der Kranke hatte den Winter über nicht mehr das Zimmer und zuletzt nicht mehr das Bett verlassen können. Eines Morgens richtete er sich plötzlich aus den Kissen in die Höhe, sah seine Tochter mit verklärten Augen lange an und sagte dann in eigenthümlich feierlichem Tone:

„Weine nicht, Liesbeth; ich werde wieder gesund; ich hab's geträumt, diese Nacht; ich muß zur Kapelle!"

Er sank wieder auf die Kissen zurück. Seine Tochter sah ihn besorgt an; hatte sein Verstand gelitten? — Sie wollte ihn auf andere Gedanken bringen; doch vergebens! Immer wieder kam er auf die Kapelle zurück und bestand auf seinem Vorhaben. Als das Mädchen sich schließlich nicht mehr zu helfen wußte, sprang sie zu den Nachbarsleuten hinüber, sich Raths zu holen. Die Nachbarsfrau erklärte den Traum für einen offenbaren Wink des Himmels und befahl mit großer Entschiedenheit ihrem Eheherrn, sofort anzuspannen und den Kranken hinauszufahren.

Liesbeth hatte den Vater in seinen Sonntagsstaat gekleidet, wie er sonst in die Kirche zu gehen pflegte, und selbst den großen Hut mit der breiten Krämpe hatte sie ihm auf den Wagen legen müssen, wo der Kranke in Decken und Kissen ganz vergraben lag. Die Tochter setzte sich neben ihn; so ging die Reise vor sich.

Es war ein sonniger Apriltag. Die Felder prunkten mit dem ersten Grün, und die Vögel bestätigten ihnen jubelnd im Vorüberschweben, daß es auch diesmal wieder recht frisch und zart ausgefallen sei. Der offene Wagen schnitt sich langsam zwischen den feuchten Aeckern seine tiefen Geleisfurchen.

Die Wallfahrtskapelle lag inmitten eines kleinen Wäldchens auf einem mäßigen Hügel, der rings von regelmäßig abgetheilten Feldern umgeben war: so breiten sich die Blumenblätter, eins wie das andere geformt und gefärbt, rings um den Hügel der Staubgefäße mit dem Stempel in der Mitte.

Als der Wagen dort oben Halt machte, war der Huberbauer fest eingeschlafen. Er erwachte erst, als er herabgehoben wurde.

Verwundert musterte er seine Umgebung.

Mit einem sehnsüchtigen Blick streifte er die alten Buchen, die durch die ersten zartgrünen Blatt-Triebe wieder auf's Neue den ewigen Willen bekundeten, zu leben, zu athmen mit Allem, was da draußen athmet.

Die bleichen Wangen des Kranken färbten sich lebhafter. War es der Erdhauch wieder erwachter Schöpferkraft der Natur, der ihn belebend durchströmte?

War es die himmlische Zuversicht, daß auch in ihm der ewige Werdetrieb dem Zufall der wandelbaren Daseins-Form zu entschweben begann und in einer anderen Welt nach einer anderen Ausdrucksweise Verlangen trug?

Sein Kind und der Nachbar hielten ihn unter den Armen gestützt, als er in der Kapelle auf der alten Bank vor dem Kruzifix auf die Kniee sank. Die Beiden beteten mit lauter Stimme. Er hielt die knöchernen Finger fest gegen die Brust gefaltet und bewegte kaum merkbar die Lippen. — Plötzlich streckte er die Arme zu dem Holzbilde des Gekreuzigten empor, umschlang es krampfhaft mit beiden Armen und küßte mit wilder, ekstatischer Inbrunst die nägeldurchbohrten Füße, auf denen schon so oft die Lippen der Bedrängten geruht hatten. —

Dann wurde er den beiden Betern wieder schwerer in den Händen, auffallend schwer — die Arme fielen am Leibe hinunter — der Kopf sank auf die Brust — ein dumpfer Kehllaut — — mit einem gellenden Aufschrei nahm das Mädchen den Vater in die Arme, als der Körper langsam auf die Bank hinabglitt.

„Vater! stirb nicht! o, stirb mir nicht!“

Sie warf sich in Verzweiflung schluchzend über die Leiche, hob seinen Kopf und sah ihm in die starren Augen — sie sah, daß sie nun allein dastand in der Welt.

Der Nachbar war niedergekniet und betete für die arme Seele. — Nachdem der erste wilde Schmerzausbruch sich gelegt, sank auch das Mädchen in die Kniee

und betete; sie flehte den Gekreuzigten um Vergebung für die unheiligen Worte, die ihr der erste große Schmerz auf die Lippen gelegt hatte. Und wo der Vater noch soeben gekniet, da kniete nun auch sie und umschlang die Füße des Christus-Bildes, und wo die Lippen des Erlösten in letzter Andacht geruht, da suchten auch die ihrigen in gläubiger Zuversicht Verzeihung und Erlösung. — Erlösung? — Auch diese Lippen fanden an der Stelle — den Tod, den Beginn eines langsamen Sterbens.

Es war eine stattliche Schaar unserer Tuberkel-Keime, die an den Füßen des Erlösers den Uebergang von den alten auf die jugendlichen Lippen mitmachten. Doch gelang es uns nicht, irgendwo anders haften zu bleiben als auf einer kleinen Verletzung des rosigen Zahnfleisches, das bei dem stürmischen Küssen des Kreuzes seinen Epithelschutz abgestreift hatte. Von hier aus ging die weitere Besitzergreifung des kräftigen Körpers so langsam vor sich, daß ich sie nicht mehr im Einzelnen verfolgen konnte.

Auch nach zwei Jahren hatten wir noch keine neuen Gebiete von hier aus besiedeln können, denn was von der Oberfläche des flachen Schleimhaut-Geschwürs aus mit den Speisen weiter hinab gelangte, wurde von dem Safte des gesunden Magens unschädlich gemacht, und was etwa in die Tiefe der Gewebe sich hineinwagte, verfiel der Gier der weißen Blutkörperchen, die gegen jeden Eindringling auf der Lauer lagen.

5. Zur Philosophie.

Als Liesbeth von dem Gutshof, wo sie nach des Vaters Tode zuerst Beschäftigung gefunden, als Dienstmädchen zur Stadt zog, war sie noch das Bild blühendster Gesundheit und strotzender Lebenskraft. Sie trat bei einer alten Dame in Dienst, die ein frühverwaistes Enkelkind zu sich genommen hatte.

Der kleine Erich hatte sich bald so ganz in das liebebedürftige Herz des Mädchens eingeschlichen, daß sie mit mütterlicher Zuneigung an dem aufgeweckten Knaben hing und dieser wieder der Großmutter erst den zweiten Platz in der Abstufung seiner Zärtlichkeit zuerkannte. Da die alte Dame zudem das Feuer seines lebhaften Wesens häufig zu dämpfen Veranlassung nahm, so zog er sich mit seinen Spielen und kindlichen Beschäftigungen gern zu der sanften Liesbeth zurück, die durch ihre Herrin zum ersten Mal in ihrem Leben von dem Vorhandensein von „Nerven" unterrichtet worden war. Wenn sie auch nur dunkel ahnte, was das eigentlich zu bedeuten hatte, so pflichtete sie doch ihrem Liebling bei, der Nerven für etwas ganz Abscheuliches erklärte.

Seine liebste Beschäftigung war das Soldaten-Handwerk, und wenn er mit Helm, Flinte und Säbel bewehrt durch die Zimmer stürmte und in Ermangelung anderer Feinde sämmtlichen Möbeln den Krieg erklärte und mit gerötheten Wangen seine Liesbeth zum Zeugen seiner Tapferkeit aufrufen konnte, dann war sein Glück vollkommen.

Eines Tages hatte er wieder einen solchen Feldzug begonnen, als er mitten in dem gewohnten Triumphgeschrei plötzlich verstummte und laut weinend auf seine Freundin zugestürzt kam. Er hatte sich mit der Säbelspitze einen kleinen Stich in die linke Hand versetzt und zeigte mit großer Bestürzung das vorquellende Blut, das erste, was er in seinem jungen Leben sah.

Das Mädchen nahm ihren verwundeten kleinen Kriegsmann auf den Schooß und suchte ihn zu beruhigen; sie streichelte ihn zärtlich und küßte ihm das Blut von der Wunde, wobei sie den verletzten Zeigefinger zwischen Lippen und Zahnfleisch preßte.

Nach wenigen Minuten war das ganze Unglück vergessen, ich dagegen war bei der Gelegenheit aus dem Munde des Mädchens in den Gewebsspalt hineingesogen worden und begann nun in meiner neuen Wohnstätte ein neues thatenreiches Leben.

Zwar gab es hier keine weiten gewölbten Hallen, die ein sanfter Lufthauch auf und ab durchströmte; die Wohnung war enge, und Blut und Lymphe badeten in Strömen meine Glieder. Doch war die Wanderung auch wieder interessant, die ich von dem linken Zeigefinger aus antrat, um dunkle Gebiete im Inneren eines heranwachsenden Menschenkindes in Besitz zu nehmen.

Zunächst wurde ich an den Gelenken in den labyrinthischen Gängen schwammartiger Drüsen abgefangen. Hier saß ich jahrelang still und wohlverwahrt, einzig mit der Züchtung einer möglichst tüchtigen Nachkommenschaft beschäftigt. Die Drüsen schwollen vor Wuth über

die Eindringlinge immer mehr, ganze Schaaren von weißen Kriegern stürzten sich aus dem Blute über uns her, um uns zu vernichten; doch unsere Beharrlichkeit siegte überall über ihre Wachsamkeit; nach wieder ein paar Jahren gab es keine nennenswerthen Drüsenbezirke mehr, die den Tuberkel-Keimen nicht unterthan gewesen wären.

Nun galt es, einen Vorstoß in ein neues Gebiet zu machen. Gelegenheit hierzu verschaffte uns eine Quetschung der rechten Hüfte durch einen Fall auf der Treppe. Wir stürzten uns mit aller Macht auf die beschädigte Stelle, und in Jahresfrist waren Knochen, Knorpel und Weichtheile des Hüftgelenks vor unserem Andrängen langsam nach einander zerschmolzen. Stützmaschine, Streckapparat, Soolbäder, Bäche von Leberthran und anderen inneren Mitteln — alles wurde gegen uns aufgeboten; nichts konnte unsere unaufhaltsame Entwicklung beeinflussen — die T. B. blieben auch hier Sieger.

Endlich begann man aber einen Kampf mit anderen Waffen gegen uns. Eines Morgens übergoß aufdringliches Tageslicht unser stilles Arbeitsfeld in der Gelenkhöhle mit unvermuthetem Schrecken. Mehrere ernst blickende Männer in langen weißen Röcken richteten unverwandt ihre Blicke auf uns. Einer von ihnen zerrte mit zwei Haken die durchschnittenen Weichtheile weit klaffend zu beiden Seiten auseinander, während ein Zweiter mit unbarmherzigem Finger die zarten Gebilde unserer jahrelangen Arbeit prüfte. Dann wurde mit Säge und Meißel und Messer und Schere alles heraus-

geschafft und zerstört, was wir als Glanzleistung unserer Kulturarbeit ansahen.

Der Friede hatte damit aufgehört; der Krieg gegen uns hielt an. In der Folge wurde das Zerstörungswerk noch öfter wiederholt. Auch die Nahrung wurde uns von der Tiefe her immer mehr abgeschnitten; das Blut wurde immer mehr mit Stoffen überladen, die auf uns einen lähmenden Einfluß ausübten. Zuletzt versank die Mehrzahl der zurückgebliebenen T. B. in einen schlummerähnlichen Zustand, gewärtig, einem geeigneten Weckruf unverzüglich Folge zu leisten und mit einer frischen Mannschaft wieder auf dem Kampfplatz zu erscheinen.

Nach jahrelangem Siechthum war aus dem kleinen Erich ein großer schlanker blasser Mann geworden. Er hinkte auf dem rechten Bein, denn es war von der Operation her kürzer geblieben. Zu beiden Seiten des Halses zogen unregelmäßige Narbenstränge die zarte Haut strichweise einwärts. Der Schädel mit der hoch und breit gewölbten Stirn und dem mächtigen Haarwuchs erschien wie ein allzu wuchtiges Kapitäl auf der schwächlichen Halssäule. Der Kopf balancirte beim Gehen unsicher hin und her, sank beim Nachdenken tief zur Brust hinab, und nur beim Sprechen ging für den Betrachter das störende Gefühl eines peinlichen Mißverhältnisses verloren.

Aber wie sprach er auch! Kein Wunder, daß er zu den gefeiertesten Lehrern der Hochschule zählte, dem seine zahlreichen Hörer mit einer Art von abgöttischer Ver-

ehrung anhingen. Seine philosophischen Vorlesungen waren nicht nur der Brennpunkt für die Zuhörer aller Fakultäten, auch die Geistes-Aristokratie der Stadt drängte sich um sein Katheder und lauschte mit athemloser Spannung dem abgerundeten Vortrage, der zum allgemeinen Erstaunen den Beweis lieferte, daß Gedankentiefe und Sprachdunkelheit nicht überall Zwillingsschwestern sein müssen.

Er wußte die schwierigsten Probleme und abstraktesten Begriffe mit künstlerischer Anschaulichkeit zu erfassen, darzustellen und, mit aller Grazie des sprachlichen Ausdrucks umrankt, zu einer plastischen Gesammtwirkung zu erheben, welche in ihrer Unmittelbarkeit keiner ermüdenden Gedankenarbeit mehr bedurfte, um verstanden zu werden. Seine Schüler glaubten in eben dem Maße zu sehen, als zu hören.

Wenn er mit leiser Stimme seine Vorlesung begann, wie in nachdenklichem Selbstgespräch begriffen, und doch mit jedem Wort verstanden bis in die äußersten Winkel hinein, dann ahnte Niemand den verhaltenen Donner, der in der schmalen Brust des Sprechers schlief. Wenn er dann die Augen hob und mit einem Blitz über die Köpfe der Menge dahinfuhr, wenn er sich aufrichtete, vornüberbeugte, mit der zarten Hand langsam nach vorn in die Luft griff, wie um eine nur ihm allein sichtbare Erscheinung zu fassen und festzuhalten, dann verwandelte sich der Redner für den Zuhörer in ein höheres Wesen, das mit Dämonenmacht von allen Geistern ringsumher Besitz ergriff, sie den Leibern entführte, mit zwingender

Gewalt einem dunkel geahnten Ziele zutrieb, einem Heiligthum, dessen Göttin mit eigener Hand das lodernde Feuer entzündete in den großen dunklen räthselhaften Augen des Denkers.

In solchen Augenblicken durchschauerte den Zuhörer ein ehrfürchtiges Gefühl: er war bereit, die Lösung des ewigen Welträthsels, die hinter der Priesterstirne bisher noch absichtlich verwahrt gehalten lag, gläubig entgegenzunehmen. In solchen Augenblicken erfaßte auch den Sprecher selber die beseligende Empfindung des Menschen, dessen Geist über den Körper zu triumphiren gelernt hat.

Doch um welchen Preis war er dahin gelangt! Welches Ringen, welche Kämpfe, welche Qualen, Qualen des Leibes und der Seele bezeichneten für ihn den Dornenweg zum Friedenstempel!

Entsage! rief ihm das Schicksal in der Kindheit zu, als er unter Thränen die Freuden der Altersgenossen auch für sich in Anspruch nehmen wollte. — Entsage! hörte der Jüngling, als er in ohnmächtiger Wuth Himmel und Erde um seiner betrogenen Hoffnungen willen verlästerte. — Entsage! entschied in dem gereiften Manne der unerbittliche Verstand, als das Herz unter den heiligsten Flammen plötzlich zu erglühen begann.

Ja, auch ihm hatte die Natur ein fühlendes Herz in die Brust gegeben; auch ihm, dem Krüppel, ging das Leben nicht ganz ohne Rest in mathematischer Gedankenarbeit auf. — Doch wer fragte danach?

Nur einmal, einen einzigen kurzen Augenblick, war er untergetaucht in ein unermeßliches Meer von höchster

Glückseligkeit und Wonne — um für den Rest seiner Tage in der Erinnerung an das Verlorene tropfenweise die höchste Bitterniß zu kosten.

Und konnte die Ehrlichkeit seines Denkens umhin, dem blutenden Herzen anders zu rathen, als „Entsage“? — Durfte er mit gutem Gewissen die Verantwortlichkeit für das Fortleben eines Geschlechts auf sich laden, welches, in Siechthum gezeugt, in Sorgen geboren und in Elend aufgezogen, von allen Daseinsfreuden für immer ausgeschlossen sein mußte?

Er entsagte. — Mit fieberhaftem Eifer stürzte er sich auf das Studium. Einige scharfsinnige wissenschaftliche Untersuchungen machten ihn bald bekannt; seine glänzende Lehrthätigkeit steigerte schnell seinen Ruf.

Aber er kannte auch nur Arbeit und den brennenden Ehrgeiz, durch die Arbeit des Kopfes sich Ersatz zu schaffen für das, was sein Herz ihm hatte versagen müssen. Halbe Nächte brachte er am Schreibtisch zu, und auch am Tage kannte er keine Ruhe und keine Erholung.

Bei dieser Lebensweise wurde es uns, den schlummernden T. B., nicht schwer, die immer morscher werdenden Gefängnißmauern zu durchbrechen und aus den Drüsen und Knochen, wo wir all die Jahre in Gefangenschaft still verbracht hatten, uns auf dem Gefäßstrom nach dem Lungen-Dorado einzuschiffen.

Da die Einwanderung dahin von verschiedenen Seiten zugleich vor sich ging, so war die Durchsetzung des ganzen lufthaltigen Gewebes mit großer Schnellig-

keit besorgt. In gleichem Maße nahmen auch die Körperkräfte ab. Bald konnte der Philosoph das Zimmer nicht mehr verlassen. Seine Vorlesungen hatte er zwar nur ungern aufgegeben, doch entbehrte er im Grunde nicht allzu viel; er war eine einsame Natur, und seine Bücher und seine Gedanken seit Langem für ihn die liebsten Freunde.

Dann kam aber ein Tag, wo er das Bett nicht mehr verlassen konnte. — Der Gedanke an den Tod wollte ab und zu in ihm aufdämmern. Der Gedanke kam unwillkürlich; er zeigte sich nur ganz von Fern, wie verschleiert, ohne persönliche Beziehung; er bot sich an zur objektiven Betrachtung, wie irgend ein anderer Begriff, nur aufdringlicher, brutaler. Es war ein störender Einbruch in eine andere wichtige Gedankenreihe, die seit einiger Zeit allein seine ganze Kraft in Anspruch genommen hatte. „Leben" hieß das Problem, mit dem sein Gehirn unablässig beschäftigt war; das Leben wollte sich selbst ergründen. Was wollte ihm da der Störenfried „Tod"? —

Anfangs hatte der treue Diener und Sekretär seinen Herrn zu bestimmen versucht, sich nach den Forderungen des Arztes als Schwerkranken zu betrachten. Doch nichts war im Stande gewesen, für den nimmer rastenden Geist die Ruhe zu erzwingen, welche dem welken Körper die Ausbreitung unserer T. B.-Aussaat aufnöthigte. Wenn der Kranke nicht diktirte, ließ er sich vorlesen; selbst der Schlaf schien nur ein ungestörtes Fortspinnen der Gedanken zu verbergen, die nach

dem Erwachen in sprudelnder Fülle in die Feder gegeben wurden.

Und man merkte den Gedanken nicht an, auf welch morschen und zerfressenen Brücken ihre Beförderung erfolgt war. Die Stimme war tonlos heiser; die Brust hob und senkte sich mit sichtlicher Anstrengung; der fortwährende Hustenreiz schleuderte die Worte gepreßt und krampfhaft heraus, so daß sie für jeden Anderen, als den buckligen Schreiber, unverständlich geblieben wären.

Als die Reihe an mich kam, zu weiterer Besiedelung hinauszuziehen, hatte der Kranke stündlich durchschnittlich fünf Hustenanfälle; mit jedem wurden über 50 T. B. hinausgeschleudert, so daß täglich im Ganzen gegen 6000 Tuberkel-Keime zu fernerem Wirken verfügbar wurden.

Es war Nacht, als ich draußen erschien. Ein gedämpftes grünliches Licht, von einer niedrigen Lampe ausgehend, ließ die Gegenstände in einem großen Zimmer nur undeutlich erkennen. Er lag im Bett. Daneben stand ein großer mit Büchern und Handschriften bepackter Tisch. In einem hohen Lehnstuhl fast verloren, saß an einem zweiten kleinen Tisch unter dem Schein der grünen Schirmlampe das verwachsene Männchen und horchte, mit der Feder auf dem Papier, aufmerksam zu dem Kranken hinüber, der mit geschlossenen Augen dalag und ab und zu mit heiserer Stimme einige Sätze schnell diktirte, oft von Hustenstößen unterbrochen.

Bei der geringsten Bewegung des Kranken sprang

der Kleine auf und suchte ihm durch irgend welche Handreichungen beizustehen. Bald wischte er ihm schnell den Schweiß von der Stirn, bald legte er ihm die hohen Rückenkissen zurecht, bald reichte er ihm Medizin oder Wein.

Ohne einen Laut ließ der blasse magere Mann Alles über sich ergehen; man sah, er war gewohnt, in der Weise bedient zu werden, und der Bucklige machte das Alles mit sicherer und dabei zarter Hand. Und im nächsten Augenblick saß er wieder ebenso still und geräuschlos in seinem Lehnstuhl und brachte die leisen, oft nur geflüsterten Worte des Kranken mit gewandter Feder zu Papier.

Dieser begann nach einer längeren Pause, wo er wie im Todesschlaf dagelegen hatte:

„Leib und Seele, — Stoff und Kraft — es ist und bleibt der Nothbehelf für Kinder und Handwerker.

Die Materie ist nicht die Pandora-Büchse, aus der die Kräfte beim Lüften des Deckels herausfliegen; wie das Stück Zucker im Wasser, so löst sich der Stoff ohne Rest in der Betrachtung zur Flüssigkeit der Kraft.

Wer neben der Kraft noch eine Materie statuirt, macht sich ein Götzenbild neben seinem Gott.

Ist die Götterstatue in sich vollendet, so ist die höchste Bewunderung ästhetisch gerechtfertigt. Wer aber seinen Kindern sagt: „Das ist der Gott“ statt: „Das soll ihn bedeuten“, der lügt.

Das geistige Nahrungsbedürfniß des Denkers und des Praktikers verlangt eine verschiedene Befriedigung.

Dieser athmet Luft, jener Sauerstoff. Der Denker zersetzt noch die Atome des zerlegten Moleküls, der Praktiker kann weder mit dem Einen noch mit dem Anderen hantiren; er braucht räumliche Ausdehnung, die nicht einzig im Gedanken ruht.

Die Welt ist nur eine Summe von Kräften — nichts mehr.

Jede Kraft wirkt. Nur was wirkt, ist wirklich. Was nicht wirkt, existirt nicht.

Die Außendinge wirken auf den Menschen nur durch die Sinnesorgane. Die Wirkung besteht in Veränderungen unseres Selbst, und diese sind Bewegungen. Was nicht bewegt, existirt nicht für den Menschen.

Die Dinge sind nicht ruhend, sondern bewegt und bewegend.

Die Bewegung, die wir erkennen, ist nicht an den Dingen, sondern an uns selbst. Unsere Erkenntniß der Außenwelt beschränkt sich demnach lediglich auf die Beobachtung von Veränderungen, die in uns vor sich gehen.

Drum bleibt das Wesen der Dinge da draußen unerkennbar. Es ist nicht greifbarer, als das Bild im Spiegel.

Alles, was wir von den Dingen wissen, geht durch das Medium der Sinnsubstanz und wird, mit dem Stigma der Subjektivität behaftet, nach außen projizirt.

Dies Herausschleudern der aufdringlichen Außendinge ist die erste unbewußt zweckmäßige Korrektur des naiven Empfindungsvermögens.

Beim Neugeborenen blicken die Außendinge nicht schüchtern durch die angeborenen Kommunikationsöffnungen mit der Außenwelt — nein, die Dinge dringen frech durch die neuen kostbaren Spiegelscheiben und setzen sich in Person protzig in das jungfräuliche Gehirnkabinet des frischen Erdenbürgers. Und da soll seine erste Thätigkeit nicht ein entrüsteter Schrei, seine erste Bewegung nicht eine unwillige Abwehrbewegung sein?

Die Erfahrung lehrt das Kind, die Bewegungen in seinem Gehirn als von den Dingen verursacht zweckmäßig auf diese selbst zu übertragen. Daraus entsteht die Scheidung zwischen Ich und Nicht-Ich. Das Verhältniß zwischen beiden stuft sich zum Raumbegriff ab.

Wer hat eine Vorstellung davon, wie sich ein Wesen ausnehmen würde, das von der Natur nicht in dieser Weise in die Lehre genommen würde? — das, nicht mit der vorsorglichen Täuschung über die Außenwelt behaftet, dahin zu leben versuchen wollte?

Wie hier bei der Korrektur der Sinneswahrnehmungen die Natur zum Betruge greift, um dem Individuum — Thier wie Mensch — Orientirung und Leben zwischen den Dingen zu ermöglichen, so wird später von der Kultur der Einzelwille zurechtgestutzt, um das Leben in einer Gemeinsamkeit zu ermöglichen.

Die Ehe ist die geheiligte Korrektions-Anstalt unserer Sinnlichkeit.

Der Staat bedeutet die Bindung des Einzelwillens zum Zweck der Wohlfahrt einer Volks-Gemeinschaft.

Unterthanen werden nicht geboren, sondern erzogen.

Das Sandkorn im Uhrwerk kreischt über Ungerechtigkeit, wenn es von den Rädern zermalmt wird. Warum thut es sich nicht mit seines Gleichen zusammen und wird selbst zur Uhr?

Die Religion betreibt den friedlichen Ausgleich der nothwendigen Härten und Ungerechtigkeiten des Lebens durch den Hinweis auf ein Jenseits.

Sofern das Bekenntniß hierbei Gehorsam lehrt, ist es eine Hauptstütze des Staates.

Die Macht jeder Religion hängt von ihrem Gehalt an innerer Poesie ebenso ab, als von ihrer inneren Wahrheit.

Die Erziehung zum Mitglied der Gesellschaft ist ein Spießruthenlaufen vom heiligen Hain der Natur zum profanen Prunkbau der Kultur in der endlosen Gasse zwischen Staat und Kirche. Rechts und links stehen die Krieger von Beiden aufgepflanzt, die dem Delinquenten ihren Denkzettel aufstempeln. Je weiter er kommt, um so mehr wird er entstellt. — Dieser oder Jener versucht es, trotzig stehen zu bleiben und blickt einen Augenblick sehnsüchtig nach den grünen Bäumen hinter sich oder nach dem schmalen Streifchen Himmelsblau über sich. — Aber seine Lehrmeister rufen ihm zu: vorwärts oder nieder! und stoßen ihn zu Boden mit ihren Hellebarten — und die Nachfolgenden schreiten jubelnd über ihn hinweg.

Ueberall möchten die natürlichen Flammen und Flämmchen herauszüngeln, die von der Natur im Menschen entzündet worden. Aber die heiligen Wasser, welche

aus den tausend kleinen Familien-Kannen der Gebräuche, Gesetze, Sitten, Pflichten, Gewohnheiten, Uebereinkommen unausgesetzt darauf herabrieseln, gestatten nur ein verstohlenes Glimmen. Zudem lauern die großen Dampfspritzen der Staats- und Religionsgesetze mit ihren unwiderstehlichen Strahlen in der Nähe, um jedes unangebrachte Auflodern zu dämpfen. Aus dem flammenden Holzstoß wird ein schwehlender Kohlenmeiler — und die Bravgesinnten freuen sich der Brauchbarkeit der entstehenden Holzkohlen.

Die Nothwendigkeit der Dämpfung des eingeborenen Triebes nach Unabhängigkeit und Ungebundenheit, die Nothwendigkeit der Schaffung von Zwangs- und Vorbeuge-Maßregeln in Form von Gesetzen, die Schutzbedürftigkeit der Menschheit vor dem Menschen lehrt die Religion am eindringlichsten, weil am poesievollsten.

Trockner, langweiliger und deshalb wirkungsloser versucht die Ethik dasselbe.

Wer das Ziel am vollkommensten erreicht, ist für den Staat am werthvollsten.

Soviel dem Volk Gefühl mehr ist, als Verstand, so viel die Blume anziehender, als ihr Destillat, um soviel überwiegt die Erziehung durch Religion die durch reine Ethik.

Das Denken ist der eine, — das Gefühl der andere Angriffspunkt für die Erziehung des Menschen.

Was kann der Mensch wissen? — Die Veränderungen seines Ich gelten ihm als die Welt. Das Verknüpfen von Erinnerungsbildern von Bewegungen im

Gehirn liefert die Elemente der Begriffe. Das Denken verarbeitet in den Begriffen nur die abgelagerten Bestandtheile aus der Erfahrung. Neuheit der Verknüpfung von Erfahrungen ist das Wesen des neuen Gedankens, des Fortschritts. Gedanken aus nicht beobachteten Bestandtheilen sind undenkbar. Darum ist Gott nicht zu denken, es sei denn pantheistisch.

Nach innen Finsterniß, nach außen Trug, nach rückwärts Nebel, nach vorwärts Nacht — so steht die menschliche Erkenntniß auf einsamem Felspfade und schreit um Hilfe nach einem rettenden Führer.

Gott! — Was ist Gott? — Ich hör' ihn rauschen im Thal, ich hör' ihn klingen in der Luft, der Wald hallt wieder von seiner Sprache, die Felder athmen seinen Odem — wohl ahne ich den Sinn all der Laute um mich her, wohl fühl ich in mir ein harmonisches Mitklingen — allein — ich fühl' es nur und kann ihn nicht fassen, der seinen Namen in's Meer schrieb, ich ahn ihn nur und kann ihn nicht fassen, dessen Worte Welten sind. — Ewiges Räthsel hier — ewiges Geheimniß dort — wo . . . "

— Ein gurgelnder Laut kam von dem Bette herüber. — Der Schreiber sprang entsetzt in die Höhe. Wie gelähmt starrte er einen Augenblick auf seinen Herrn: ein dicker Blutstrom stürzte aus Mund und Nase hervor — einige zuckende Bewegungen der Brust — ein halber Augenaufschlag — Stille. — Es war der Tod. —

Der Bucklige wußte es; er hatte ihn schon lange

kommen sehen; täglich hatte er den Zusammenbruch zu erleben gefürchtet. Nun er da war, schauderte ihn doch. — War es die Stille der Nacht? War es die Majestät des Todes? War es die Ehrfurcht des Tempeldieners vor dem Hohenpriester? Er getraute sich kaum, die Blutspuren zu beseitigen und die letzten Schweißtropfen von der wachsbleichen Stirn zu wischen, hinter welcher noch soeben das Leben mit dem Räthsel des Lebens gerungen. —

Er stand lange in wehmüthiger Betrachtung seines Wohlthäters. Dann legte er ihm das letzte Manuskript auf die Brust, faltete ihm die Hände darüber und deckte den Todten mit einem großen Leintuch zu.

6. Vom Ballsaal zum Operationssaal.

Tapeten, Fußboden, Teppich, Tischdecke, Bücher, Handschriften, Bett, Wäsche — Alles in der Umgebung des Entschlafenen war reichlich mit T. B. übersät. Viele von ihnen feierten später bei Trödlern, Althändlern, in Bibliotheken und Wohnzimmern eine Auferstehung zu neuem Leben. Ich war von der Hand des Todten, wohin ich bei einem Hustenstoß verspritzt worden war, auf das Manuskript übergegangen und verfiel hier allmählich in einen Zustand längerer Lethargie.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem behaglich durchwärmten Zimmer auf dem Schreibtisch eines Gelehrten. Mehrere der befreundeten Folianten lagen auch vor ihm aufgeschichtet. Er hielt die Hand-

schrift in der Linken und fuhr beim Lesen mit der Rechten ab und zu wie verzweifelt durch die Luft oder durch die grauen Haare, oder er schlug mit einem entrüsteten Ausruf mit der flachen Hand auf die Blätter oder mit der geballten Faust auf die dicken Bücher, so daß mit der Staubwolke ein T. B.-Schwarm durch die Luft wirbelte, begleitet von zahllosen Ausrufen des alten aufgeregten Herrn, wie: „Unglaublich! Unerhört! Unsinn! Verrückt!“ —

Da that sich die Thür auf, und herein rauschte eine junge hübsche Blondine in großer Balltoilette.

„Papa, wir müssen gehen! — Ach! wie freue ich mich auf den Ball! — Sieh' nur den herrlichen Fächer, alles Straußfedern und Elfenbein! — So guck' mich doch wenigstens einmal an! — Und wie Du wieder echauffirt aussiehst! es ist auch viel zu heiß hier! — Wart', ich werde Dich erst abkühlen!“

Sie fächelte ihm scherzend vor dem Gesichte herum, so daß wir T. B. zwischen dem Manuskript, den Büchern, dem Gesicht des Professors und dem Fächer fortwährend die lustigsten Luftsprünge machten.

Endlich saß ich glücklich zwischen den krausen Federn und machte die Ballfahrt mit.

So begann für uns die unterhaltendste Rundreise, welche ich bisher mitgemacht hatte. Es war ein unausgesetztes Fliegen und Wiegen und Hüpfen und Schweben vom Fächer auf den Busen, auf die Schulter, auf einen schwarzen Frack, auf eine weiße Kravatte, auf ein Brillantdiadem im dunklen Haar einer strahlen-

den Schönheit. Doch auch hier wurde ich schnell wieder entthront, als ein verschwiegener Kuß während eines gefühlvollen Walzers das üppige Haar streifte.

Die Lippen waren die vielerfahrenen des jungen Fürsten, und keine fünf Minuten später wanderte ich von diesen in einer diskreten Loge auf einen vollen Arm, von wo ich durch einen scherzhaften Schlag mit dem Fächer in hohem Bogen über die Brüstung auf den Parquetboden flog.

Eben hatte ich hier Zeit, eine flüchtige Begrüßung mit einigen Genossen auszutauschen, die auch noch kein dauerndes Unterkommen gefunden hatten — und im Nu wurden wir von vorbeifegenden Schleppen wieder durch einander gewirbelt; ich tanzte über Atlasschuhe, seidene Strümpfe, Spitzenkleider, Uniformen, Ordensbänder, Weste, Goldstickerei, Tanzkarten, Taschentuch —.

Hier fand ich endlich einige Ruhe und verschwand eine Zeitlang in einer Tasche an einer unmöglichen Stelle. Es gehörte einer vollsaftigen rothhaarigen Millionärstochter mit einer seidenweichen Haut, mit Augen, die gewiß im Dunklen leuchteten und im elektrischen Licht mit diesem um die Wette funkelten vor Lebenslust. Sie lachte gern mit offenem Munde und lachte viel und hatte viele gute Gründe dazu; hielt sie den Mund geschlossen, so reizte die frische Kirschröthe der Lippen unbewußt zu der Ueberlegung, ob das schön geschnittene Paar bei etwas geringerer Ausdehnung sich nicht noch reizender ausnehmen würde; lachte sie aber, so wünschte sich der Zuschauer die Eingangspforte noch

weiter geöffnet, um noch mehr von der Pracht des schimmernden Elfenbeins dadrinnen bewundern zu können. Und ihr Lachen war wie Musik, wie Musik von Mozart, es drang in's Herz und stimmte den Hörer noch lange nachher heiter und festlich, wenn er daran dachte.

Sie schien sich ausgezeichnet zu unterhalten und ließ von den geistreichen Pikanterieen, die ihr Tänzer in den Pausen zum Besten gab, keine ohne die lieblichste Belohnung ihrer Augen und ihres Mundes.

Er war ein in Sportkreisen bekannter Graf, der bisher eine thatenlose Vergangenheit allein im Glanz seiner Väter bespiegelt hatte, jetzt aber nicht abgeneigt war, eine dunkel gewordene Zukunft mit den Strahlen schwiegerväterlichen Goldes aufzuhellen.

Als sie bei einer mokanten Bemerkung über die entblößten Schultern einer ältlichen Herzogin gerade wieder mit einem tiefen Athemzuge zu einem neuen Lachkonzert hinter dem vorgehaltenen winzigen Taschentuch ausholte, sog sie mich mit dem Luftstrom plötzlich in ihre Lungen hinab, und gleich darauf saß ich schon in der linken Spitze ganz nahe an der Oberfläche, so daß ich das Licht schön rosaroth durch die unbedeckte zarte Sammthaut hindurchschimmern sah.

Meine Versuche, in dem herrlichen Gebäude festen Fuß zu fassen, blieben jedoch erfolglos. Fest und wohlgefügt wie die Quadern an einer ägyptischen Pyramide schlossen die Epithelplatten der Wände an einander und wehrten jedem Eindringen in die Geheimnisse des Innern. Schon sah ich meinen Untergang vor Augen, als ein

unerwartetes Ereigniß mein Vordringen und damit meine Fortentwicklung ermöglichte.

Die rothe Dame trat mit dem Grafen in eine Balkon-Nische, deren Fenster hinter den geschlossenen Gardinen halb geöffnet waren, um dem Saal frische Luft zuzuführen. Das eifrig geführte Gespräch schien Beide sehr zu fesseln, obgleich es den ältesten und am meisten durchgesprochenen Gegenstand berührte, den die Welt kennt: die Liebe. Liebe hier — Liebe dort — Zusammenschießen von beiden zur Vernichtung jeder einzelnen in der Gründung des neuen Trägers und Fortpflanzers des gleichen Gefühls.

War das Thema auch alt, die Behandlung desselben mit geschäftsmäßig berechnendem Abwägen des Für und Wider war doch neu für mich. Die Schnelligkeit der erzielten Einigung sprach indes nicht gegen die Vorzüge des Verfahrens, das mit einem flüchtigen Kuß besiegelt wurde.

„Mein Gott! Sie werden sich erkälten! Ihre Lippen sind ja eisig. — Kommen Sie schnell in den Saal zurück!"

Ein leichter Frostschauer, der ihr über den Rücken rieselte, gab ihm Recht. Allein — es war bereits zu spät. Das Blut aus der erhitzten Oberfläche der entblößten Arme, Schultern, Brust und des Halses hatte sich vor der kalten Nachtluft in Hast nach dem Innern, zu Herz und Lungen geflüchtet und hier die Gefäßwände mit mächtigem Anprall gewaltig gedehnt, so daß der gelinde Druck der Athemluft genügte, mich und einige

T. B.-Genossen sanft zwischen den gelockerten Epithel platten hindurchzuschieben. — —

Jahre vergingen. — Nur schwer wollte es unserer Sippe gelingen, von dem Einfallsthor aus, weitere Eroberungen zu machen. Nachdem die erste „Erkältung" der Unvorsichtigen beinahe das Leben gekostet hatte, wurde ihr späteres Dasein ausgefüllt von ewigen Klagen und ängstlicher Sorge um das eigene Befinden. Sie fand am Tage keine Ruhe und Nachts keinen Schlaf, der nicht mit selbstquälerischen Gedanken durchsetzt war. Tagelang brachte sie unthätig grübelnd auf der Chaiselongue zu. Dann wieder las sie ganze Nächte hindurch populär medizinische Schriften, die sich zu Bergen bei ihr ansammelten. Alle angezeigten Geheimmittel, die ihr irgend für ihren Zustand zu passen schienen, probirte sie regelmäßig, und alle hatten auch den gewünschten Erfolg — aber immer nur ein bis zwei Tage lang.

Dabei waren Aerzte ihr täglicher Umgang, aber ihr Vertrauen zu ihnen wechselte mit dem Monde. Da sie neben der medizinischen Wissenschaft die medizinische Spielerei nicht entbehren mochte, schwor sie zur Schulmedizin und liebäugelte mit der Homöopathie. Für neue Heilverfahren war sie begeistert und ihrem Veranstalter folgsam wie ein Kind. Auch weise Frauen, Magnetiseure, Hypnotiseure standen bei ihr in Gunst und durften ihre Künste spielen lassen, wenn gerade die Geneigtheit zum Glauben an diese Dinge die Oberhand bei ihr bekam.

Sie aß anscheinend mit vorzüglichem Appetit, be-

hauptete aber immer das Gegentheil und klagte, daß sie langsam verhungern müsse. Sie las so lange Romane, bis ihr der Kopf schmerzte — und hatte sie Kopfschmerzen, so las sie medizinische Schriften, um herauszubringen, welche Art von Gehirnleiden sie habe. Sie war angeblich zu schwach, sich ohne Hilfe anzukleiden — zu stundenlangen Finger-Uebungen auf dem Klavier reichten ihre Kräfte jedoch aus. Ihre Kinder sah sie oft tagelang nicht, weil ihr jedes Geräusch von Anderen unerträglich war. Ihr Mann ging längst seine eigenen Wege und suchte im Klub und im Verkehr mit Lebemännern zweifelhaften Werthes zu vergessen, daß das Schicksal ihn zum Krankenwärter in einer Nerven-Heilanstalt bestimmt hatte.

Nachdem sie unzählige Kurorte und Sommerfrischen in aller Herren Länder durchsucht hatte auf der Jagd nach Gesundheit, trat ein Ereigniß ein, das unsere bescheidene Kolonie in der linken Lungenspitze in lebhaften Aufruhr versetzte. Auf unserer kirschgroßen Insel daselbst hatten wir T. B. uns all die Jahre hindurch ganz ruhig verhalten, zuerst ohne Wandertrieb, und später ohne die Kraft, die immer mehr um uns sich aufthürmenden Kalk-Schutzwände zu durchbrechen.

Es war ein gewaltiger Stoß, der uns eines Tages aus dem Gefängniß befreite. Die rothe Gräfin war in der Ecke des Eisenbahnkoupe's eingenickt, das sie aus dem Bade wieder der Heimath zuführen sollte. Ein mangelhaft verwahrtes Gepäckstück war beim Durchfahren einer Weiche aus dem Netz über ihrem Kopf auf sie

herabgestürzt. Der plötzliche Schrecken entlockte ihr einen markdurchdringenden Schrei. Die Schulter schmerzte heftig; auch der Kopf hatte eine Quetschung davongetragen. Doch mehr als alles schien ihr der Schrecken in die Glieder gefahren zu sein.

Sie mußte in ein Krankenhaus gebracht werden. Während der Ueberführung dahin waren die meisten von unseren mitgefangenen T. B. schon auf den Wellen des Blut- und Lymphstroms nach allen Richtungen zerstreut. Ich mit ihnen.

Als ich wieder festen Grund unter mir fühlte, saß ich an der linken Schläfe im Gehirn fest, an einer Stelle, wo ein kleines Blutpünktchen den Riß eines feinen Gefäßchens andeutete.

Hiermit begann in stetiger Weiterentwicklung eine ganz neue Form meiner Existenz. Wir gestalteten uns zu einer unaufhaltsam wachsenden runden Geschwulst, die mit zunehmender Größe eine entsprechende Masse Gehirnsubstanz zur Seite drückte und abplattete.

Die steten Klagen der Gräfin bekamen nunmehr einen eigentlichen Grund. Doch jemehr ihre Kopfschmerzen jetzt zunahmen, um so weniger wurde es ihr möglich, ihre Klagen laut werden zu lassen. Denn das Sprechen gestaltete sich zunehmend schwieriger. Zuerst ging ihr das Gedächtniß für alle Eigennamen verloren, dann folgten die Hauptwörter, die Zahlen, und schließlich konnte sie überhaupt keinen verständlichen Laut mehr hervorbringen, weil unsere, mittlerweile taubeneigroß gewordene Tuberkelgeschwulst nicht nur das Wortgedächt-

niß durch Abplattung seines Sitzes im Gehirn ausgelöscht, sondern auch die Verbindungen zu den Sprachwerkzeugen hinüber außer Leitung gesetzt hatte.

Als wir diesen Höhepunkt der Entwicklung in der Gedanken-Werkstatt erreicht hatten, wurde eines Morgens an unserer Wohnung heftig gehämmert. Am Schädeldach wurde eine Luke aufgeklappt, die Häute und die dünne Gehirnschicht, die uns bedeckten, gespalten und das Ergebniß unserer halbjährigen plastischen Thätigkeit vorsichtig herausgehoben.

7. In der Schule.

Nach glücklich beendigter Operation legte der Operateur durch die herausbeförderte Geschwulst einen Schnitt, um das Innere derselben zu besichtigen und seinen Assistenten zu zeigen. So kamen wir noch einmal an die Oberfläche — und das war unsere Rettung. Denn alle in der Tiefe ruhenden Genossen fanden später in einem mit Weingeist gefüllten Glasgefäß ihre letzte Ruhestätte.

Wir aber auf der Schnittfläche der Geschwulst wurden von den hakenförmigen Klauen an den Füßen einer schwarzblauen Schmeißfliege ergriffen, die brummend über uns hinwegspazierte und mit neugieriger Sorgfalt das bei Seite gesetzte Präparat zu mustern begann. Als sie, von da verscheucht, sich in die Lüfte erhob und zum Fenster hinausflog, da nahm sie an allen sechs Füßen einen unserer T. B. mit auf die Reise

und setzte ihn mit aller Behutsamkeit, einen nach dem anderen, auf den Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Nüssen, Orangen und Pfefferkuchen ab, die eine alte Frau auf der Straße feilbot.

Nebenan war eine Schule; wer den Eltern ein paar Pfennige abzuschmeicheln verstanden, der brachte das Geld zu der alten Frau mit dem fettigen braunen Gesicht, welche unter einem ungeheuren rothen Sonnenschirm ihre vielbegehrten Schätze behütete.

Sie saß den lieben langen Tag hinter ihrem offenen Verkaufsstand, der an der belebten Verkehrsstelle nicht von Fliegen allein seinen Krankheitssamen bezog. Ein dichter Ueberzug von feinem Straßenstaub überkleidete sämmtliche Eßwaaren Es war daher natürlich, daß wir auf denselben bereits zahllose Keime der verschiedensten Herkunft antrafen, und fast jeder Windstoß brachte frischen Zuwachs. Doch auch von den Händen mancher aussuchenden Käufer oder wählenden Käuferinnen — meist Arbeiter — blieb ein oder der andere neue Keim haften, wofür freilich auch manch frischer von den Eßwaaren wieder eingetauscht und mit nach Hause gebracht wurde.

Die Kinder durften sich ihre begehrten Leckerbissen aber nicht selbst aussuchen; da hielt die Alte streng auf Ordnung. Sie reichte Jedem das Seinige mit den eigenen runzeligen Händen herunter — und die Hände, die gewöhnlich in den schmierigsten Taschen eines schmutzigen Kleides vergraben lagen, streiften auf ihre

Gaben dabei jedesmal noch eine besondere Keimsaat als Zugabe ab.

In solch bunt gemischter Gesellschaft statteten wir beim Nachmittags-Unterricht in den verschiedensten Schulzimmern unsern Besuch ab.

Der Kleine, der mich auf einem schönen braunen Pfefferkuchen dort einführte und mit seinem Einkauf zu prunken gedachte, hatte nicht lange Freude davon. Bei seinem Erscheinen stürzten sich sofort zwei, drei andere Knirpse über ihn her und Jeder suchte ein Stück von dem Kuchen zu erhaschen, was ihnen auch gelang. Bei dem Kampf der Buben war ich auf den Boden gefallen und hatte während des bald beginnenden Unterrichts Gelegenheit, in dem Schmutz und Staub daselbst manche interessante Bekanntschaft zu machen.

Die Verwandten von den Masern und dem Keuchhusten machten sich da am meisten breit und mit jedem Oeffnen der Thür fühlten sie sich bewogen, mit dem Luftzug dem neu Eintretenden sich an den Hals zu werfen. Auch einige Heimtücker von der Diphtherie waren darunter, die sich nicht anders benahmen, und einer oder der andere vom Scharlach fand auch auf diese Weise sein Fortkommen. Von unserem T. B.-Geschlecht fand ich übrigens auch schon einige Vertreter vor; doch ehe die Stunde zu Ende ging, waren wir gegen die genannten hitzigen Verwandten schon erheblich in der Ueberzahl, denn der blasse kleine Kerl, unter dessen Füßen ich gerade lag, spritzte mit seinen kurzen Hustenstößen Dutzende von unseren Brüdern rings um

sich herum. Ein Theil davon wurde nach Schulschluß mit den Kleidern und Schuhen und Büchern und Tafelschwämmen seiner Nachbaren wieder hinausgetragen und suchte sich bei deren Angehörigen eine Unterkunft. — Mir wollte es nicht gelingen, mich dauernd aus dem Staub zu erheben und irgendwo anzuschließen. Ich blieb bis zuletzt am Boden liegen.

Als sich das Schulzimmer leerte, trug fast ein Jeder der 50 Schüler außer den erworbenen Kenntnissen seine besondere Pilzsammlung mit hinaus, und wenn auch viel davon unterwegs wieder verloren ging, einiges wurde doch mit nach Haus gebracht und fand gelegentlich die beste Aufnahme.

Später erschien eine Frau in der Schulstube und öffnete die Fenster. Nachdem sie aus einem mitgebrachten Eimer hier und da einiges Wasser mit der Hand auf den Boden gespritzt hatte, das wie Quecksilberkügelchen in großen runden Tropfen dahinrollte, schickte sie sich an, mit einem mächtigen Kehrbesen den Schmutz zusammenzufegen; hierbei erhob sich ein gut Theil von uns T. B. und sonstigen Keimen, in wirbelnde Staubwolken gehüllt, in die Luft, um sich dann wieder auf Bänken, Tischen, Tafeln und Wänden niederzulassen.

Ich war hierbei auf der rauhen Kalkwand sitzen geblieben, in einer Fensternische, und schon begann ich, meine Genossen auf den Bänken und Tischen wegen ihrer besseren Aussichten auf ferneres Fortkommen zu beneiden, als die eifrige Frau auch diese Möbel nebst der Tafel mit einem feuchten Tuch abputzte, wobei dann

doch die Mehrzahl zuletzt in dem Schmutzeimer ihr Ende fand.

Wir auf der Wand wurden nicht weiter belästigt. Aus der außerordentlichen Zahl von Verwandten und Bekannten, die ich hier vorfand, konnte ich entnehmen, daß der Reinigungstrieb sich auf die Wände nicht zu erstrecken pflegte.

Am nächsten Morgen versammelte sich die Jugend wieder in dem Zimmer. Bis der Lehrer erschien, beschäftigte man sich in der althergebrachten Weise mit dem Austausch von kindlichen Erlebnissen, freundschaftlichen Rippenstößen und mannigfachen Krankheitskeimen.

Nur Einer zeigte keine Lust, sich an den Scherzen und der Unterhaltung seiner Kameraden zu betheiligen; er stand abseits in der Fensternische und zeichnete mit einem Bleistift allerlei Figuren auf die Wand. Es war ein schmales blondes Kerlchen mit krausen Haaren, großen blauen Augen und einem sonderbaren, fast komisch wirkenden Ernst in dem blassen Gesicht. Er hatte die Gewohnheit, bei seiner Arbeit nach ein paar Strichen allemal die Spitze seines Bleistifts an den Lippen anzufeuchten, und so dauerte es nicht lange, bis er eine Anzahl unserer T. B. von der Wand herunter in seinen Mund befördert hatte.

Es war eine vielgestaltige Gesellschaft, mit der ich zusammen die Reise in den kleinen Magen hinab antrat. Zum Glück für uns fanden wir diesen ziemlich leer, da der in der Frühe genossene Cichorien-Kaffee mit Brot bereits das Feld geräumt hatte. Der kleine Wilhelm

lief nämlich jeden Morgen eine Stunde vor Schulbeginn schon treppauf, treppab in der Stadt umher, um seiner Mutter das Geschäft als Zeitungsträgerin zu erleichtern. So wurde ich weder durch Speisebrei überschwemmt, noch durch sauren Magensaft an meinem Vordringen behindert, sondern saß in Kurzem wohlbehalten in einer Gekrösdrüse.

In aller Stille ging von hier aus die weitere Besiedelung vor sich, die sich im Laufe der Jahre auf fast sämmtliche Familien-Mitglieder des blonden Krauskopfs ausdehnen sollte. Es war ein vorzügliches Saatfeld.

8. Die Brutstätte.

Der Vater war Maurer und bewohnte in einer schmalen Gasse des Armen-Viertels eine Wohnung zu ebener Erde nach dem Hof zu, die aus einer einzigen halbdunklen Kammer bestand.

Ein ekelerregender süßlicher Geruch brodelte unausgesetzt in dem niedrigen Zimmer, dessen einziges Fenster zur Hälfte mit einem schmutzigen rothgestreiften Tuch verhangen war, um den zahlreich auf dem Hof verkehrenden Hausbewohnern den Einblick zu verwehren. In einer Ecke stand ein mit braunschwarzen Lumpen und einer Pferdedecke ausgestattetes Bett. Eine große Packkiste in der anderen Ecke war mit ähnlichen Mitteln zu einem Nachtlager für die beiden ältesten Kinder von 9 und 6 Jahren hergerichtet. Das jüngste halbjährige lag in einem Korb, der auf zwei Stühlen gegen die

Wand gelehnt stand und nachts neben das Elternbett gestellt wurde. In letzterem mußte außerdem noch ein Mädchen von 4 Jahren Platz finden.

Tagsüber, wenn der Aelteste, der Wilhelm, in der Schule war, mußte der sechsjährige Lorenz meist die Aufsicht über die jüngeren Geschwister übernehmen, da die Mutter als Zeitungsträgerin, Stundenfrau und Waschfrau außer dem Haus beschäftigt war und immer nur auf kurze Augenblicke dahin zurückkehren konnte.

Der Mann kam von seinem Bau nur abends heim; so war die Frau des Kochens überhoben, denn was die Kinder bedurften, wurde von dem Aeltesten mit großem Geschick zubereitet, wobei freilich Hafermehl, Kartoffeln, Cichorienkaffee und Brot die Hauptzuthaten ausmachten. Der Vater verlangte auch abends für gewöhnlich keine Beweise von der Kochkunst seiner Frau; im Gegentheil: meist widerte ihn das Essen an, da sein Magen durch beständigen übermäßigen Schnapsgenuß jedes andere Hungergefühl schon längst erstickt hatte.

So wohnten die sechs in ihrer Höhle, die nie ein Sonnenstrahl beschien, ganz friedlich beisammen. Gesprochen wurde wenig; die Frau war abends müde von der Arbeit, der Mann vom Fusel, die Kinder schliefen meist schon bis auf den Wilhelm, der, über sein Zeichenheft gebeugt, sich trotz der kläglichen Beleuchtung unermüdlich zu schaffen machte.

Trotz ihrer Armuth litt die Familie bisher keine Noth; sie lebten aus der Hand in den Mund, dachten nicht vor sich, nicht hinter sich und galten in dem Hause

als eine glückliche Familie. Sie lebten dahin, kaum mehr zum Nachdenken, Vergleichen und Abwägen geneigt, als meine ersten, nun schon lange verlassenen gehörnten Wirthe. Kein Wort der Liebe hörte man je in diesen dumpfen Mauern, man ertrug sich gegenseitig, ohne ein Zeichen von Zu- oder Abneigung.

Nur ein Wesen gab es für die sechs, das einzig im Stande war, einen wärmer gestimmten Gefühls-Akkord zum Klingen zu bringen, der bei dem Kleinsten sogar in fröhliches Jauchzen ausarten konnte; es war der Fipps, ein feistes, träges, mißvergnügt dreinschauendes Mitglied des Hundegeschlechts, das von Jugend auf daran gewöhnt war, auf dem Hof die Säuberung von Knochen und Küchenabfällen jeder Art zu übernehmen und drinnen im Zimmer in gleicher Weise auf Tellern und Schüsseln die regelmäßige Reinigungsarbeit zu besorgen.

Eines Tages wurde das dumpf brütende Hinleben der Arbeiterfamilie jäh gestört. Der Mann war auf dem Bau vom Gerüst gefallen und in dem Krankenhaus, wohin er verbracht worden, schnell dem Delirium tremens erlegen.

Die Frau war bald getröstet, denn sie hatte in der letzten Zeit für die Erhaltung der Familie ohnehin schon fast allein sorgen müssen, da ihr Mann immer mehr seinen Verdienst in Schnaps anlegte.

Dagegen wurde sie nunmehr ernstlich wegen ihres Aeltesten besorgt, der von Tag zu Tag mehr zurückging, abmagerte und fieberte, so daß die Aussicht auf gewinn-

bringende Verwerthung seines viel versprechenden Talents als Bauzeichner unliebsam getrübt wurde. Er litt an entkräftenden Diarrhöen: in der Schleimhaut seiner Därme hatten wir zahlreiche Kolonieen entwickelt und den Boden unter uns weithin zernagt und tief zerfressen.

Täglich verließen so tausende von T. B. ihren Wohnsitz und erschienen zum Theil in dem offenen Rinnstein des Hofes, der von der Senkgrube seinen regelmäßigen Zulauf bekam. So kehrten dann manche an den Schuhsohlen haftend, die meisten aber an den Füßen und auf der schwarzen Schnauze von Fipps wieder in die Wohnstube zurück, um dort nach einem vorübergehenden Aufenthalt auf den dürftigen Küchengeschirren und Tellern, mit den genossenen Speisen im Magen sämmtlicher Familien-Mitglieder wieder zu verschwinden.

Das Kleinste, das mittlerweile fünf Jahre geworden, pflegte mit ihrem geliebten Hunde in besonders innigem Verkehr zu stehen, und eines Tages küßte es von seiner Schnauze auf einmal so viel Tuberkelkeime in sich hinein, daß es in Kurzem der intensiven allgemeinen Tuberkel-Entwicklung erlag.

Das Schwesterchen hustete zu der Zeit auch schon; doch wurde darauf kein Gewicht gelegt. Mehr Beachtung fand die seit einiger Zeit immer mehr fortschreitende Zerstörung in ihrem Gesicht. An der Nase des Mädchens waren einmal einige unserer T. B.-Brüder haften geblieben, als es beim Spielen mit dem Hunde abwechselnd mit diesem um die Wette seinen Teller ab-

leckte. Die Kleine hatte in kindischem Spiel versucht, die schnellen Zungenbewegungen des Thieres dabei nachzuahmen und in der Umgebung von Mund und Nase hierbei eine Anzahl von T. B. in die Haut eingebracht, welche gerade durch kleine Geschwürsflächen von den Windpocken her recht bequem zugänglich war.

Die schlechte Ernährung, der selten gestörte Schmutz-Ueberzug der Haut, die verpestete Zimmerluft — alles begünstigte die schnelle Vermehrung und Ausbreitung unserer Aussaat. Nach einem Jahr saßen wir bereits weithin durch die glänzende Gesichtshaut verstreut in zahllosen Lupusknoten und wieder ein Jahr später war die Nase der Kleinen bis an die Knochen zerstört, die Wangen mit unzähligen Knoten durchsetzt und die Oberlippe zerfressen, so daß die Schneidezähne bloßlagen.

Der Anblick des Kindes war ein Schrecken für alle Hausbewohner; es durfte sich nicht sehen lassen, ohne ein Tuch vor das Gesicht zu halten, aber auch so blickte jeder zur Seite, und die anderen Kinder vertrieben die schaudererregende Gestalt mit Schlägen, wenn sie sich an ihren Spielen auch nur durch Zusehen betheiligen wollte.

Gemieden, gehaßt, verfolgt, verachtet und verspottet, blieb dem kleinen Wesen zuletzt nur die dumpfe Stube, die es kaum abends für einige Augenblicke zu verlassen wagte. Sonst hockte es verschlossen und mürrisch in einem Winkel. Auch die Mutter war nicht im Stande, es zu irgend einer Arbeit anzuleiten; es war ihr nur zur Last.

So entschloß sie sich denn endlich, als die fressende Flechte immer mehr um sich griff, das Mädchen dem Kinderkrankenhaus zu übergeben, was bei dem heftigen Widerstand des unerzogenen Kindes nur mit energischer Hülfe der Nachbarsleute möglich gemacht werden konnte.

Die Frau hatte sich bisher aufrecht gehalten, obgleich schon eine tüchtige Aussaat unserer Keime auch auf sie übergegangen war. Endlich brach sie aber zusammen. Der Krauskopf bemühte sich um die Mutter so gut er es verstand; alles verfügbare Bettzeug wurde ihr auf den Leib gepackt, um dem Fieberfrost, der ihre Glieder schüttelte, entgegenzuwirken. Er kochte ihr große Mengen von Fliederthee, wovon er ihr anhaltend aufnöthigte. Und dabei gab er sich alle Mühe zu verheimlichen, daß er selbst von krampfartigen Leibschmerzen gepeinigt wurde, die zeitweise ihn nöthigten, plötzlich stehen zu bleiben und sich zusammengekrümmt irgendwo mit den Händen festzuhalten.

Er durfte aber nicht krank werden, war er doch, seitdem der Bruder Lorenz einer zunehmenden Verblödung verfiel, jetzt der einzige Ernährer. Und er war stolz auf diese Ehrenstellung. Mit einem wahren Hochgefühl brachte er seinen Wochenlohn nach Hause und legte die empfangenen Geldstücke nicht ohne eine gewisse unschuldige Prahlerei auf dem Tisch vor den Augen der Mutter zu einer Kette an einander, bevor er zur Bestreitung der nothwendigen Lebensbedürfnisse etwas davon entnahm.

„Du darfst Dich nicht auch legen!" — Der Gedanke wurde ihm zum Glaubenssatz, und er versuchte

gewissenhaft alle Volksmittel der Reihe nach, die ihm gegen sein Uebel von Bekannten angerathen wurden. Doch weder Faulbaumthee- noch Eichenrinden-Abkochung, noch Pechpflaster auf den Magen, noch Hasenfell auf den bloßen Leib gelegt, wollten die versprochene unfehlbare Wirkung bei ihm zeigen. Einen Arzt zu Rathe zu ziehen, hielt er der vermutheten Kosten wegen für geradezu sündhaft, brauchte doch auch die Mutter aus demselben Grunde keinen ärztlichen Beistand.

Eines Morgens, kurz nachdem er sich von seinem dürftigen Lager erhoben hatte, brach er ohnmächtig vor dem Bette der Mutter zusammen. Die geängstigte Frau stieß einen Schrei aus, war jedoch zu schwach, sich zu erheben und ihm beizustehen. Der blödsinnige Bruder rannte laut brüllend auf den Hof und alamirte die Hausbewohner, die sich in großer Zahl neugierig in das Zimmer drängten und die arme Frau durch ihr Wehklagen nur aufregten, ohne dem als todt auf dem Boden daliegenden Sohne zu helfen.

Nach einer Weile kam ein herbeigerufener Arzt, der zuerst die Gaffer hinausdrängte, welche sich sodann vor dem weit aufgerissenen Fenster wieder versammelten. Der Scheintodte wurde auf sein Lager gebracht und wieder in's Leben zurückgerufen. Nachdem er den Arzt mit seinen unnatürlich großen und glänzenden Augen lange unverwandt angeblickt hatte, wobei er sich seiner Umgebung erst wieder langsam bewußt zu werden schien, zog er mit seiner abgemagerten Hand den Kopf des über ihn gebeugten Helfers tief zu sich hinab und flüsterte

ihm mit leiser Stimme in's Ohr: „Lieber Herr! Helfen Sie meiner Mutter!“

Die lag indessen leise schluchzend auf ihrem Lager, während der geistesgestörte Lorenz mit den Händen in den Hosentaschen daneben stand und gegen die neugierigen Weiber am Fenster die Zunge herausstreckte.

Nachdem der Arzt mit der Kranken einige Worte gewechselt und zwei der Nachbarfrauen, die sich auf Befragen anboten, als Pflegerinnen bestellt hatte, entfernte er sich hastig. Als er nach Verlauf einer halben Stunde zurückkehrte, kramte er allerlei Stärkungsmittel aus den Taschen seines Ueberziehers heraus und kündigte der Kranken zugleich an, daß sie nachmittags alle drei ins Krankenhaus übergeführt werden würden.

Nach vielem Weinen und Jammern ergaben sich die Aermsten endlich in die getroffenen Anordnungen. — Tags darauf erschien in der geräumten Wohnung die städtische Sanitätskommission, um sie nach dem Antrag des Arztes für unbewohnbar zu erklären.

Der Hauswirth öffnete selbst die verschlossene Thür und lud die drei Räthe mit grinsender Freundlichkeit ein, näher zu treten. Der Baurath folgte zuerst der Aufforderung und schob seinen dicken Bauch, der in einer tadellos weißen Weste steckte, nach vorn — doch kaum hatte er einige Schritte gethan, als er auch schon wieder mit einem großen Satz zur Thür hinaussprang. Der Sanitätsrath hielt darauf, zu zeigen, daß er gegen alle Anfechtungen der Nase durch seinen Beruf abgebrüht

sei, schritt gravitätisch lächelnd den Anderen voraus und hob die spitze Nase mit dem goldenen Kneifer darauf noch um einen Grad höher in die Luft — doch zog er nach einem kurzen Umblick sein moschusduftendes Taschentuch aus der Brusttasche, preßte es gegen das Gesicht und brachte sich, eiliger als er gekommen, wieder in Sicherheit.

Unterdessen hatte der vorsichtige Stadtrath, der von einer Studienreise nach London außer seinem Bartschnitt auch einige Kenntnisse von Arbeiterwohnungen mitgebracht hatte, das Fenster erspäht, ließ es vom Hauswirth öffnen und zog mit seinen rathlosen Rathskollegen auf den Hof hinaus, um von dort aus einen Einblick zu gewinnen.

Der Baurath machte sich, nachdem er durch die Fensteröffnung behutsam umhergespäht, einige Aufzeichnungen in sein Notizbuch; der Sanitätsrath sprach, indem er auf den Fußspitzen über den Hof balancirte, etwas von bestialischen Zuständen, und der Stadtrath meinte, indem er seine dünnen Bartkoteletten nachdenklich durch die Finger strich, das Beste wäre wohl, wenn man das ganze Haus in Flammen aufgehen ließe.

Als die drei nach Erledigung ihrer Aufgabe das berüchtigte Haus verließen, wanderte an ihren Schuh- und Stiefelsohlen eine ansehnliche Mitgliederzahl der T. B.-Familie mit hinaus, welche auf den Straßen, Seitenwegen, Treppen, dem Fußboden der Wohnungen, auf Teppichen und Matten einem weiteren Fortkommen entgegenharrten.

9. Aus der Schleppe auf die Lippen.

Mich hatten die englischen Schuhe des Stadtraths mit fortgenommen und auf einem eleganten Promenaden-wege abgesetzt, der mit Vorliebe von der vornehmen Welt besucht wurde. Mancherlei Genossen fand ich dort bereits vor, und fast jede Minute kamen wieder neue, die eine Zeit lang liegen blieben, dann von den Fuß-gängern eine Strecke weit mit fortgenommen wurden, um dann wieder liegen zu bleiben und von Anderen wiederum weiter getragen zu werden. Auch ein leichter Wind sorgte gelegentlich für einigen Ortswechsel, oder ein vorüber trabender Hund nahm uns eine Strecke weit mit fort.

Doch alles dieses war nur geringfügig gegen die außerordentlich angenehmen Dienste, die uns eine der sonderbarsten Erfindungen weiblicher Gefallsucht leistete. Sämmtliche Damen schienen nämlich im Dienste der städtischen Verwaltung das Abfegen der öffentlichen Spazierwege besorgen zu müssen, denn keine der vielen vornehmen Schönen konnte einen Schritt thun, ohne mit ihrem schleppenden Kleidersaum alles Trockne als Staub aufzuwirbeln, und von allem Feuchten, Schlüpf-rigen, Klebrigen, Glibberigen am Wege in Form einer zähen Kruste eine bleibende Erinnerung mit nach Haus zu nehmen.

So wurde ich auch von einer wedelnden Schleppe aufgenommen und dort in eine zäh klebrige Masse ein-

gebettet, die schon manchen alten T. B.-Kameraden beherbergte.

Am nächsten Morgen wurde das nicht recht appetitliche Kleid von einem recht appetitlichen Kammermädchen aus dem Schlafzimmer der Gnädigen zur Reinigung abgeholt. Die niedliche Zofe war ziemlich kurzsichtig und mußte Alles nahe an ihr Stumpfnäschen heranbringen, was sie in deutlichem Sehbereich zu haben wünschte. Als sie daher den trocken gewordenen Schmutzstreifen am Kleidersaum zwischen ihren Händen verrieb, flog ihr ein gut Theil des aufgewirbelten Staubes ins Gesicht.

Sie war dabei so in ihre Arbeit vertieft, daß sie ganz überhörte, wie Jemand vorsichtig, auf den Fußspitzen schleichend, ihr näher kam, der sie nun plötzlich in die Arme schloß und herzhaft abküßte. Es war ein junger Lieutenant, der wohl nicht zum ersten Mal an diesem frischen Becher nippte, denn nachdem sie sich von dem anfänglichen Schrecken erholt hatte, lehnte sie lachend ihr Köpfchen mit halb geschlossenen Augen in seinem Arm zurück und hielt ihm die halb geöffneten Rococco-Lippen ohne Sträuben noch öfter entgegen. Und er nahm ihr bei seiner stürmischen Art hierbei Alles, was nicht dahin gehörte, so gründlich vom Munde weg, daß sie, als es jetzt klingelte, mit den reinsten Lippen von der Welt zu ihrer Herrin hereintrat, um die Ankunft ihres Herrn Bruders zu melden.

Der Lieutenant ging unterdessen in den Salon, warf sich in einen Polsterstuhl und blätterte mechanisch

in einem der vielen goldgepreßten Zierbücher auf dem Tisch, wobei er nach seiner Gewohnheit zwecklos mit einem Zahnstocher zwischen den Zähnen herumfuhr. So drückte und preßte er uns leicht von der Oberfläche in die Tiefe der locker gemachten Schleimhaut hinein — und ein neues Besitzthum für uns T. B. war gesichert.

Die Weiterentwickelung ging langsam vor sich, doch begünstigten mannigfache Nebenumstände unser Fortkommen.

Der Lieutenant war zu seiner Schwester, die an einen reichen Großkaufmann verheirathet war, zum Geburtstagdiner gekommen, wobei es hoch herging. Trotz seiner Jugend war er ein gewandter und lebhafter Unterhalter und verstand die Kunst, obwohl der ungetheiltesten Zwiesprache mit Essen und Trinken hingegeben, seinen beiden Nachbarinnen den Glauben beizubringen, daß nur das fesselnde Gespräch der Einen und die sprechenden Augen der Anderen ihn allein interessirten. Und wegen seiner Jugend hielt er sich für verpflichtet, wenigstens einmal am Tage sich sterblich zu verlieben, was ihn nicht abhielt, daneben immer noch für die eine oder andere unsterbliche Geliebte zu schwärmen.

Für uns T. B., die wir uns beim Beginn des Essens gerade so eben in den oberflächlichsten Theilen der Mundschleimhaut eingenistet hatten, kam das Alles sehr gelegen: mit jeder Bewegung der Zunge oder des Unterkiefers, mit jedesmaligem Schlucken wurden wir weiter ins Gewebe und die Lymphräume hineingepreßt, und was damit noch nicht erreicht wurde, das leistete

schließlich der fortwährende Wechsel zwischen heißen oder warmen Speisen und kalten oder eisigen Getränken, wodurch die Gefäße im Munde, bei dem steten Schwanken zwischen größter Ausdehnung und engster Zusammenziehung, zur wirkungsvollsten Saug- und Druckpumpe wurden.

Wir saßen schon ganz sicher in den verschiedensten Lymphdrüsen am Gesicht und am Hals, als der Lieutenant nach dem Diner seiner Schwester mit leuchtenden Augen zuflüsterte: „Liebste Hedwig, laß Dich küssen dafür, daß Du mich mit dem herrlichsten Wesen der Schöpfung zusammengeführt hast!"

„Schon wieder einmal ein Engel?" meinte die Schwester trocken.

„Nein, nein! Diesmal ist es anders!" entgegnete er lebhaft und legte betheuernd die Hand auf's Herz, worauf die Hausfrau nur etwas spöttisch lachte.

Und in der That, es schien anders zu sein, als bisher. Bei aller Lebhaftigkeit seines Temperaments fanden seine Freunde doch bald einen größeren Ernst, ja sogar eine gewisse Feierlichkeit über sein Wesen ausgebreitet, die ihm früher fremd gewesen. Auch seine Schwester fand das nach einiger Zeit heraus, und als sie ihrem Manne gegenüber eines Tages sich in diesem Sinne aussprach, stimmte das gerade anwesende Kammermädchen ihr mit großer Lebhaftigkeit bei, obgleich sie es im selben Augenblicke auch schon bereute, als sie ihre Gründe anführen sollte. Durfte sie doch nicht verrathen, daß sie seit dem Geburtstagessen so ganz und gar von

jedem mündlichen Verfahren ausgeschlossen war, und daß die ihr seitdem zur Vermittelung anvertrauten Briefchen nach einem ganz anderen Herzen zielten.

Es war so. Die undeutliche Liebe zu dem anderen Geschlecht im Allgemeinen schränkte sich schon früh, in der Erfassung des Problems von der praktischen Seite, zu der engen Wechselbeziehung des Einzelfalles ein, der für das Individuum die Gattung repräsentiren muß.

Da die Familien beide reich und hochangesehen waren, so glaubte er dem Ziele seiner Wünsche so bald wie möglich nahe kommen zu können; er meldete eines Tages mit etwas beklommenem Herzen dem gestrengen Oberst seine Verlobung mit Fräulein Mary, der Tochter des englischen Konsuls.

Wie erschrak er aber, als ihm der Kommandeur rundweg trocken erklärte, daß er seine Verlobung leider nicht hindern könne, daß er aber verheirathete Lieutenants von seinem Alter in seinem Regiment nicht zu haben wünsche.

Das war freilich eine unerwünschte Abkühlung! Doch waren sie beide noch so jung, daß sie mit der Heirath am Ende noch warten konnten bis zur Aenderung der Gesinnung oder der Person des Regiments-Kommandeurs.

So verging dem jungen Brautpaar in unbefriedigter Liebe und Hoffnung ein Jahr. In der Zeit hatte sich die etwas ätherische Mary zu einer vollen Mädchenknospe mit allem zarten Schmelz sieghafter Weiblichkeit entfaltet; er war dagegen etwas blasser und etwas spitzer

geworden. Die Liebe zehrt!“ meinten seine Kameraden. Als aber im zweiten Brautstandsjahr auch seine Gemüthsstimmung eine zunehmend veränderte wurde, überraschte ihn eines Tages der Oberst mit der Nachricht, daß seiner Verheirathung nichts mehr im Wege stände.

Wer war glücklicher als er, der sich bereits mit dem Gedanken getragen hatte, seinen Abschied zu nehmen, um seine Angebetete heimführen zu können.

Im ersten halben Jahr des Ehelebens sah sein Gesicht manchmal noch eine Tönung blasser aus, und seine körperliche Leistungsfähigkeit zeigte sich bei großen Märschen den Anforderungen kaum noch gewachsen. Er mußte all seine Energie zusammennehmen, um mitzukommen.

An einem besonders anstrengenden Manövertage fühlte er plötzlich eine heiße Welle von der Brust zum Halse emporsteigen; ein kleiner Blutstrom schoß ihm aus dem Munde — es war das erste Zeichen, daß unsere Minirarbeit die Lungengefäßwände erreicht hatte.

Nach einer Ruhe von etlichen Wochen fühlte er sich wieder so wohl wie je; auch sein Aussehen hatte sich nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in einem Höhenkurort außerordentlich gebessert. Doch bestanden die Aerzte darauf, daß er seinen Abschied nehmen und einen körperlich weniger aufreibenden Beruf ergreifen solle.

Er wurde Jurist und gab sich mit rastlosem Eifer dem Studium der Paragraphen-Wissenschaft hin, so daß er seine Prüfungen mit Glanz bestehen konnte. Dabei hatte seine Gesundheit aber wiederum eingebüßt; er fing un-

merklich an zu hüsteln, und plötzlich trat eine zweite Lungenblutung ein, welche Alles um so mehr in Bestürzung versetzte, als sie anscheinend ohne jede Veranlassung während der Nacht erfolgte.

Nachdem er sich wieder verhältnißmäßig schnell erholt hatte, hielten die Aerzte einen Aufenthalt im Süden für nothwendig. Mit schwerem Herzen willigte er schließlich ein, mußte er doch seine geliebte Mary allein zurücklassen, weil die erwartete Ankunft des ersten Liebespfandes sie an die Heimath fesselte.

Er sollte den Winter an der Riviera verbringen und hatte sich in San Remo festgesetzt, weil ihm einmal Natur und Menschen hier den liebenswürdigsten Charakter zu haben schienen, dann auch, weil er an einen erfahrenen Arzt daselbst empfohlen war, der in früheren Jahren viel im Hause seiner Eltern verkehrt hatte.

10. Zwei Ausländer.

Die herrliche Natur, die ungewohnte Umgebung, das planmäßige Nichtsthun, dem der junge Referendar sich hingeben mußte, übten einen merkwürdigen Reiz auf seine lebhafte Einbildungskraft, und die schnell sich folgenden Briefe an seine Frau in der Heimath zeugten von dem regen Antheil an seiner Umgebung, freilich auch von seiner gelegentlich gedrückten Gemüthsstimmung.

Anfangs Januar sandte er folgende Zeilen, welche mit meinem weiteren Schicksal auf's Innigste verbunden sein sollten:

„Mein einzig geliebtes Herz!

Vier Wochen bin ich nun schon hier, und ich kann wohl sagen, daß ich mich so ziemlich mit meinem Schicksal und meiner Umgebung abgefunden habe. Der tägliche Umgang mit so vielen Leidensgefährten, die noch dazu meist Landsleute sind, hebt die Gedanken leicht von dem eigenen Leid hinweg, und der Anblick so mancher tief untergrabenen Menschen-Ruine, bereit dem ersten Ansturm zu erliegen, läßt das Gefühl der ungebrochenen Kraft und den unbezähmbaren Lebensmuth in der eigenen Brust zu einem mit Mitleid gepaarten Hochgefühl anschwellen.

Auch in der Kunst des kurgemäßen Nichtsthuns habe ich schon ganz ansehnliche Fortschritte gemacht, wenn auch immer noch etwas fehlt, bis ich mir in dieser Beziehung eine gute Note bei unserem Doktor Westerhold einheimsen kann. Er ist übrigens ein prächtiger Mensch, der es versteht, die Wirkung seiner Medikamente und Rathschläge durch die größere Wirkung seiner Persönlichkeit zu unterstützen. Man nennt das jetzt Suggestion; „der Glaube macht selig“, kann man auch sagen. Gleichviel, die Sache hat ihre Richtigkeit.

Als ich ihn neulich etwas schüchtern fragte, warum er denn fortwährend meinen Auswurf — Du verzeihst, wenn ich das Wort in die Feder nehme, da ich die Sache selbst doch in den Mund nehmen muß; ich huste nämlich jetzt nicht mehr trocken; es löst sich bereits — also, warum er daran immer herumfärbe, als wolle er

Ostereier für seinen Jungen herrichten, da antwortete er in seiner Art:

„Die Farbe ist die Zuchthauskleidung für die Bacillen, damit man sie überall wiedererkennt, wenn sie irgendwo ausgebrochen sind!“

„Aber — habe ich denn Bacillen?“

„Das versteht sich! Jeder anständige Kranke hält sich hier welche. Es ist die Legitimation für seinen Aufenthalt hier.“

„Aber — mein Gott! Dann ist wohl für mich nicht mehr viel zu hoffen?“ — rief ich ganz bestürzt.

Darauf zieht er mich vor seinem Mikroskop nieder und läßt mich hineinsehen. „Sehen Sie die Goldfische da in dem schönen blauen See?“

„Sind das Bacillen?“

„Tuberkel-Bacillen!“

„Und die sind alle von mir?“

„Nein — aber von mir!“

„Nicht möglich! — Von Ihnen, Doktor?“ — Sie sehen ja aus wie das ewige Leben!“

„Also — lachte er gutmüthig — Renommiren Sie nicht! mit mir können Sie sich noch lange nicht messen mit ihren paar kleinen verhungerten Dingern. Uebrigens gehören die dazu, wie der Schimmel zum Gorgonzola; die hiesige Fremdenkolonie ist nur eine riesige Pilzkolonie.“ —

Ich hätte ihn gern noch weiter ausgefragt, aber er wurde abgerufen. Später erfuhr ich im Hotel von meinen Bekannten, daß fast Jeder diese Bacillen hat, dessen

Lungenspitzen angegriffen sind. Jetzt weiß ich auch, weßhalb man unsere kleine Gesellschaft das Bacillenkränzchen nennt, und warum man die schöne warme Hotelecke, die ich Dir neulich beschrieb, wo wir nach Tisch uns von der Sonne braten lassen, die Tuberkelbörse getauft hat.

Der Gedanke ist aber doch merkwürdig, daß man nun als ein Stück Fleisch gilt, das verschimmelt, ein Stück Gartenland, auf dem Kohl wächst, ein Streifen Riviera, der Zitronen, Orangen, Oliven treibt.

Ach! und wie gedeiht hier Alles in der paradiesischen Luft! Ich war gestern auf einer Wiese, die nicht grün, sondern blau aussah, blau vor lauter Veilchen; dazwischen leuchteten Hyacinthen, Narcissen, Tulpen, Anemonen — alles strotzend in den Farben wie unser persischer Teppich. Und darüber strahlte ein tief dunkelblauer Himmel, so schön, so lachend, nun — ich wüßte nichts auf der Welt, außer Deinen lieben lachenden Augen, was sich damit vergleichen ließe.

Und auf den Blumenteppich habe ich mich der Länge nach hingestreckt und lange träumend in das Himmelsauge geblickt. —

„An Deine blauen Augen gedenk ich allerwärts:
Ein Meer von blauen Gedanken ergießt sich über mein Herz“.

Ich kann's nicht leugnen, ich wurde doch etwas weich gestimmt; ich sah mich im Geiste schon überwuchert von den Pflanzen da unter mir, neben mir, in mir selber; ich sah mich von ihnen umschlungen, von der Erde ver-

schlungen, der unbezähmbaren Vegetation eine willkommene Nahrung. — Sind wir denn am Ende nur der reine Dünger für allerlei Kraut und Rüben?

Ich glaube, es war die Todtenstille der Natur um mich her, die meine Gedanken auf diese Bahnen brachte. Das einförmige Rauschen der Brandung war der einzige Laut, der an mein Ohr schlug; keine Vogelstimme mahnte daran, daß es im Leben der Natur eine höhere Entwickelungsstufe giebt, der die niedere Pflanzenwelt zu dienen geschaffen ist. — Oder sollten allein die Tuberkelbacillen eine Ausnahme machen?

Du siehst, meine Liebe, die gehen mir doch noch immer im Kopf herum. Ich bin nicht ganz sicher, ob sie wirklich so harmlos sind, wie man sich den Anschein gibt. Der Doktor sagte mir heute: „Kümmern Sie sich doch nicht um den Salat! Sie sind bloß hier, um soviel Luft mit Sonnenschein zu trinken, als durch Mund und Nase nur hereinwill". — Er hat Recht; ich will ihm folgen und nicht mehr daran denken.

Man wird übrigens hier schon von selbst allmählich zum Gehorsam erzogen. Es ist wie beim Militär: wo Alles gehorcht, ist es für Niemand schwer, dasselbe zu thun. Aber als Soldat ist es mir doch leichter geworden, ich glaube, weil dort der Zwang weniger Raum zum Nachdenken freiließ. — Um Dir aber einen Beweis meiner Folgsamkeit zu geben, mache ich für heute hier Schluß. Es ist 10 Uhr. Alles schläft schon im Hotel. Dr. Westerhold hat mich gestern ausgezankt, daß ich

um 10½ Uhr noch Licht hatte. Also —: Felice notte, Marietta!

Während ich dies schreibe, hat sich im Garten unter meinem Fenster der abendliche Musikbesuch eingestellt, diesmal: Geige, Mandoline, Guitarre — ein schmucker Junge, ein banditenhafter Vater, eine ruinenschöne Frau — alle mit schwarzen Haaren, gelben Gesichtern, blitzenden Augen und malerisch bunten Kostümen. Ihre Stimmen sind nicht besonders schön; ich kenne Jemand, der weit, weit besser singt. Aber — ich weiß nicht, warum mich der Gesang immer so ergreift. Von den Worten verstehe ich nur den Refrain, aber diese Seelensprache der Volkspoesie in der feierlichen Stille der Nacht dringt zum Herzen, auch wenn die Nacht nicht zugleich mit den Zauberklängen durch eine Fluth süßer Wohlgerüche die Sinne gefangen nähme.

Ich trete an's Fenster. Heller Mondschein zeichnet jeden Baum, jedes Blättchen im Garten. Die Orangen leuchten wie hunderte von Lampions aus ihrem dunklen Blätterversteck zu mir herüber. Die Zitronenbäume zeigen mit Stolz ihre drei Generationen an Einem Stamm: Die gelbe Frucht, die grüne Limone und die eben geborene weiße, zarte Blüte. Ein Bild des Lebens! — Kolossale Agaven spreizen ihre feisten grünen Blätter um sich und warten auf das Schönste in ihrem Dasein, das Geheimnißvolle, das Wunderbare: sie blühen nur einmal im Leben und sterben alsdann. Ein Bild der Liebe. — Leben — Lieben — Sterben! Ein mächtiger stacheliger Kaktusbaum daneben mit eßbaren rothen

Früchten blickt verächtlich auf solche Selbstopferung herab — ein protziger Banause.

Die Nachtluft spielt mit den schwanken Blättern der Bananen, die sich im Winde wie schlaffe Segel langsam fortschreitend aufblähen. Vor dem düstern Hintergrund dichter Olivenwälder strecken hochragende Cypressen ihr schwarzes Massiv in die Nacht, überragt von himmelanstrebenden Eukalyptusbäumen und Palmen. Was will die Natur nur mit all den Zeichen der Trauer unter dem heiteren Himmel? — Palmwedel zur Leichenfeier — Cypressen als Gräberschmuck — Oliven in Halbtrauer — auf wen warten sie? -- Doch die Palmen hier unten in allen Größen und Arten, sie denken nicht an den Tod; sie träumen von ihrer bevorstehenden Romreise, von der Peterskirche, von dem feierlichen Aufzug der Kardinäle, Bischöfe und Prälaten durch das Hauptportal am Palmsonntag. Nur eine steht sinnend da, und träumt von der einsamen Fichte im Norden — ich werfe den unermüdlichen Sängern da unten einige Centesimi hinab und bestelle mir dafür meinen Nachtgesang: „Felice notte, Marietta!“ Gute Nacht! meine süße Mary! — —

Morgens. Das Licht brannte gestern Abend etwas trüb und hat wohl auf meine Stimmung eingewirkt. Der Doktor hat auch hier Recht, ich soll bei Licht keine Briefe schreiben. Ich bin heute Morgen nach einer vorzüglichen Nacht fröhlich und guter Dinge und pfeife auf alle Tuberkelbacillen der ganzen Welt. Hier sende ich

Dir einen frischen langen  Kuß, der freilich bei seiner Ankunft schon etwas abgelagert sein wird. Immerhin! Hier, wo ich das Herz hinmale, da haben meine Lippen lange, lange geruht in dem Gedanken an Dich, mein Lieb im kalten Norden, und hier lege auch Deine Lippen zum Kuß hin und denke meiner dabei. Dann mag ein Strom von Kraft und Gesundheit und Lebensmuth auf geheimnißvollem Wege von Dir in meine Seele sich ergießen und meinen Leib durchströmen. Und was die balsamische Luft und heitere Pracht der Natur des Südens nicht vermocht, das sollst Du zum zweiten Male mir werden: meine Erweckerin zu neuem Leben!

Leb wohl, mein Kind! und sei viel tausendmal geküßt und herzlichst gegrüßt

von Deinem

Paul."

Auf dem eingezeichneten Herzen reisten wir vergnügt zu neuen Eroberungen nordwärts. Zum Glück waren wir eine dicht bevölkerte Kolonie kräftiger T. B., sonst wäre dieser Besiedelungsversuch vielleicht doch erfolglos geblieben. Die Brüder in den Randbezirken litten auch bald unter der allmählichen Eintrocknung; wir im Centrum hielten uns aber dicht zusammengeschaart und verklebten die aufeinandergefalteten Blätter des Briefpapiers.

Als das ewige Rütteln und Stoßen der Eisenbahnwagen auch nach 20 Stunden noch kein Ende nehmen wollte, wurde es uns auch etwas beklommen und die Besorgniß stieg, ob wir in lebensfähigem Zustand unser Ziel

erreichen würden. Da führte uns ein merkwürdiger Zufall nicht nur willkommene Nahrung, sondern sogar neue Genossen zu.

Der Zug hielt. Unser Postsack wurde in großem Bogen herausgeschleudert. Der Postschaffner, der ihn fangen sollte, lachte eben einem vorübergehenden pausbäckigen Dienstmädchen nach und ließ den Beutel zur Erde fallen, in eine kleine Pfütze von zähkleberiger Masse. Es dauerte nur einige Sekunden, daß der Sack darin lag, doch war es genügend lange, um die Flüssigkeit mit den neu angelangten T. B. bis zu uns hindurchdringen zu lassen. Die Schriftzüge wurden dadurch etwas verwischt, was von der Empfängerin als Zeichen vergossener Thränen mit vieler Inbrunst an die Lippen gedrückt wurde.

Als wir an Ort und Stelle anlangten, waren wir alten im Inneren, wie die frisch angekommenen T. B. außen auf dem Briefe recht lebenslustig und frischer als bei unserer Abreise. Die vorgeschriebenen Grenzen hatten wir bei unserer bewegten Entdeckerfahrt natürlich nicht allzu ängstlich inne gehalten, wie das die Menschen ja auch oft genug thun, wenn es sich um Kolonien handelt.

Ich war gerade in der Vollkraft meines Daseins angelangt, als ich plötzlich Licht um mich her erblicke, was ja für unser Empfinden immer etwas Peinliches hat. Zum Glück dauerte es nicht lange, und ein Strom von salzigen Thränen ergoß sich über mich und hätte mich beinahe hinweggeschwemmt, wenn ich nicht auch

schon im selben Augenblick von einem schwellenden Lippenpaar mit Ungestüm hinweggeküßt worden wäre.

Auf diesen blühenden Lippen fand ich zu meinem großen Erstaunen bereits eine Anzahl von T. B. vor. Wenn sie auch in ihrem Benehmen einige Sonderbarkeiten zeigten, so waren sie doch zweifellos von unserer Art, das war leicht zu sehen. Bei meinem weiteren Vordringen traf ich sie auch bereits tiefer abwärts an, bis in die Lungen hinab. Es war ihnen aber nirgends gelungen, in's Gewebe einzudringen und zu haften; die meisten von ihnen waren bereits wieder im Absterben begriffen. Vielleicht würde es mir nicht besser ergangen sein, wenn wir uns nicht zu gemeinsamem Ansturm verbündet hätten. Hierbei erfuhr ich denn auch die Herkunft der sonderbaren Verwandten.

Es waren Ausländer, die sich wohl vor Urzeiten von unserem gemeinsamen Stamm getrennt hatten. Sie kamen von Coco, dem grünen Papagei her, welchen der Konsul seiner Tochter einst aus Indien mitgebracht hatte. Das ewig kreischende und krächzende unnütze Vieh war seit Langem durch und durch tuberkulös, und bei der innigen Freundschaft und dem intimen Verkehr zwischen ihm und seiner zärtlichen Herrin wäre es verwunderlich gewesen, wenn die T. B. nicht auf sie übergegangen wären.

Aber obgleich die Veränderungen im Körper der zur Mutter heranreifenden jungen Frau für unser Fortkommen nicht ungünstig waren, hatte die Anpassung an das Vogelgeschlecht unsere T. B. aus Indien so beein-

flußt, daß erst unser Erscheinen ihnen die Wege bahnen mußte. Dann gelang die Besiedelung aber auch desto großartiger, und es hätte nicht einmal der täglich wiederholten Neueinfuhr der Ausländer von dem gehätschelten, gestreichelten, geküßten Papagei bedurft, um die herrliche Frauenblume zu knicken.

Von zwei verschiedenen Seiten gingen wir gleichzeitig zum Angriff vor. Die eine Hälfte von uns benutzte als gelegenstes Einfallsthor den Kehlkopf, dessen Schleimhaut in Folge von langen und anstrengenden Singübungen sich in einem beständigen Reizzustande befand. Die sonst wohllautende und zum Herzen dringende Stimme hatte ihre Frische schon eingebüßt; nichts desto weniger wurden all die italienischen Lieder, die ihr Mann in seinen Briefen erwähnte, täglich, als eine Art von Unterhaltung mit dem Abwesenden, mit wahrer Andacht und Begeisterung zum Klavier gesungen und wieder gesungen, wobei Coco seine kreischenden Bemerkungen dazwischen warf. — Nach einigen Wochen verstummte übrigens der Gesang, denn die Zerstörung, die wir in der Nähe der Stimmbänder anrichteten, war bereits zu empfindlich geworden.

Ich hatte mich der anderen Hälfte der Tuberkelkeime angeschlossen, welche zur Besiedelung der Lungen weiter abwärts eingedrungen waren. Hier saß ich in einem wahren Paradies. Ein feuchtwarmer Luftstrom ging in rhythmischem Zuge sanft über mich hin. Ich fühlte mich zur Produktion mächtig angeregt und getrieben, für die Unsterblichkeit unseres Geschlechtes zu

arbeiten; in steter Folge gab ich tausende und abertausende von Exemplaren meiner Werke heraus, und Alles ganz aus meinem eigenen Selbst. Weite Hallen, rings mit den prächtigsten Epithelteppichen belegt, wölbten sich über uns; die Wände schimmerten rosig, und zierliche Blutgefäßschlingen bogen sich von den Gewölben hinab und träufelten auf uns die kostbarste Nahrung. Dem Wandertriebe winkten langgedehnte vielverzweigte Gänge, in denen man sich einfach dem sanften Luftstrom überließ, der in stetem Auf und Ab zu jeder Beförderung bereit war; wer das Schwimmen vorzog, legte sich gegen die Wand der Gefäße, die sich öffneten und uns mit dem warmen Strom der Lymphe oder des Blutes zu den entferntesten Gegenden schickten.

Auch was da im mütterlichen Boden wurzelte, aus der Mutter Blut die Nahrung sog und zum Menschen heranreifte, entging uns nicht, und als das Reis sich vom Stamm löste und selbständig wurde, da ruhten auch in ihm die Keime, die später bei gebotener Gelegenheit zu üppigem Wachsthum erwachen sollten.

Nach der Geburt des Kleinen hoffte die glückliche Mutter auf eine schnelle Besserung ihres Befindens. Sie schien sich in der That in den ersten Tagen danach zu erholen, so daß selbst der immer bedenkliche Sanitätsrath wieder einige Hoffnung schöpfte. Der Gedanke, Mutter zu sein, befeuerte all ihre Lebensgeister; mit verklärtem Gesicht, umrahmt von der Fülle ihres zart blonden Haares, lag sie in den weißen Kissen, und es war nicht die Fluth der rosa durchbrochenen Spitzen um

sie herum allein, welche dem blassen Gesicht einen zarten Farbenschimmer verschafften.

Wohl hundert Mal des Tages griff sie nach dem Bettchen neben ihrem Bett, und wenn sie darin sich etwas gegen ihre Hand bewegen fühlte, so war es, als wenn ein belebender Strom von dem aufblühenden Leben auf das niedergehende übersprang. Zwar war es ihr auf das Strengste verboten worden, zu schreiben oder sonst sich anzustrengen — allein, war es denn möglich, den Jubel in ihrer Brust bei sich zu verschließen? Sie mußte dem kalten Telegramm nach San Remo wenigstens einige Worte folgen lassen, und war es auch nur Bleistift-Gekritzel, verstohlen stückweise an einandergereiht.

„Mein liebster bester Schatz! — Papa!!! —

Einen Jungen! Kannst Du Dir das denken? Dein Junge! mein Junge! — Und was für ein liebes molliges kleines Kerlchen! Die Nase und die Stirn hat er von Dir, die Augen und der Mund sind nach mir, und blond ist er; von Jedem etwas, so ist es richtig; das muß gewiß was Gutes werden. Ich rufe ihn schon immer „Paul“ — aber er hört noch nicht darauf — ganz wie mein großer Paul da unten tief in Italien auch. Ach! ich habe manchmal so große Sehnsucht nach Dir, daß ich weinen könnte. Und Mama ist ja auch manchmal ein Bischen eigen, Du weißt ja. Und so fürchterlich ängstlich! Sie thut nicht anders, als wenn ich sterbenskrank wäre. — Ich hatte mir bei Geheimraths eine tüchtige Erkältung geholt, so daß ich ganz heiser wurde; ich schrieb es Dir ja, und ich hustete etwas. — Aber das hättest Du sehen

sollen! — Mit Gewalt haben sie mich ins Bett gesteckt, wie ein Kind, sie und der Sanitätsrath, und so lange mir was vorgeredet, bis ich wirklich krank wurde.

Seitdem haben sie mich im Bett gehalten. Nun, die Zeit über werde ich ja noch aushalten, aber dann werde ich energisch, ja, das werde ich! Ich bin ja jetzt kein Kind mehr; ich bin ja auch Mutter! — Ach! Schatz, Du glaubst nicht, was in dem Wort liegt.

Du wirst also nun auch bald die Meeresküste verlassen und etwas näher zu uns kommen. — Auch hier wird es schon sonnig. Der Gärtner hat uns schon Veilchen aus dem Garten gebracht, sie riechen ganz nach San Remo. Vielen, vielen Dank für das köstliche Parfüm, es duftet bei mir jetzt Alles nach Violetta di San Remo. Ich athme Deine Luft. — Deine Lieder kann ich vorläufig nicht mehr singen! — Ach liebster bester Paul! kannst du nicht direkt hierhin zurückkommen? — Sieh! das Frühjahr hier . . . —

Leb wohl! ich darf nicht weiter. Meine Quälgeister kommen. Ich höre sie schon nebenan.

Tausend innige Grüße und Küsse

von Deiner Marietta.

P. S. Entschuldige den Bleistift und die schlechte Schrift. Ich schreibe im Bett. Auch einen Kuß von unserem Jungen schicke ich Dir. Ich hab ihm das Blatt an den kleinen Mund gehalten, er wollte aber nichts davon wissen. Er fing an zu schreien, und was denkst

Du, daß er schrie? — Papa! Papa! — ganz deutlich! Du siehst, auch er wünscht Dich bald zurück in die Arme

Deiner treuen Mary.

Dein Herr Schwager meinte zwar in bekannter Liebenswürdigkeit: Kleine Kinder sehen überhaupt Niemand ähnlich! Man soll froh sein, wenn sie annähernd wie Menschen aussehen. — Ich habe es ganz deutlich durch die Thür gehört. — Der Grobian! — Na, laß mich erst aufsein! — Es ist ganz Dein Gesichtsschnitt, ich kann mich nicht satt daran sehen! Adieu! Adieu!

M."

— Die Besserung im Befinden der jungen Wöchnerin hielt nicht lange an. Im Gegentheil — wir fanden durch die im Körper der jungen Mutter vor sich gehenden Veränderungen die günstigsten Wachsthumsbedingungen. In schneller Folge drängten sich Generationen auf Generationen unserer T. B. Der Husten nahm immer mehr überhand. Anhaltender Schweiß und anhaltendes Fieber zehrten die Kräfte schnell dahin. Die Haut wurde wie Elfenbein, halbdurchscheinend und näherte sich den zarten Knochen fast zusehends. Eine umschriebene Röthe begann gegen Mittag die Wangen zu färben, die abends in Hitze erglühten. — Sie schlummerte viel. Nur zeitweise erwachte ihre Theilnahme für die Umgebung. Dann sprach sie von Reisen, von ihrem Manne, von Plänen für die Zukunft. — Am bedrohlichsten wurde der Angriff im Kehlkopf. Schnell, fast plötzlich, stellten sich Erstickungsanfälle ein, und nur dem

schleunigst ausgeführten Kehlkopfschnitt war es zu danken, daß das Leben noch einige Tage verlängert wurde.

Bald nach der Operation entstand in dem Vorzimmer eine ungewöhnliche Bewegung. Ein kurzer Aufschrei — ein lebhafterer Schritt als gewöhnlich kam über die dicken Teppiche auf ihr Zimmer zu. Es war ihr Mann.

Er trat herein — an das Bett. — Mit Thränen in den Augen, keines Wortes fähig, starrte er die athmende Leiche an, der die Luft mit hohlem Pfeifen durch den Hals strich. — O, Gott! was war aus seiner Mary geworden! — — Felice notte, Marietta! —

Er sank vor dem Bett in die Kniee, barg sein Gesicht in den Händen und weinte wie ein Kind.

Da legte sich ihm eine zitternde Hand auf den Kopf. Er bedeckte sie mit heißen Thränen und Küssen und rief sein Weib mit den zärtlichsten Namen. Sie hielt die Augen geschlossen — die trocknen, heißen, dünnen Lippen bewegten sich langsam, wie zu einem Lächeln — ein Wort gab's da nicht mehr.

11. Durch die Blume.

Ich hatte zu dieser Zeit den morschen Bau bereits verlassen, der jeden Augenblick zusammenbrechen mußte; ein Taschentuch hatte mich aufgenommen, als ich von der Sterbenden mit letzter Kraftanstrengung durch die Luftröhren-Kanüle hinausgeschleudert worden war.

In dem Taschentuch saßen schon viele hundert T. B.; doch in dem Korb in der Ecke des Krankenzimmers,

wohin es geworfen wurde, fanden wir schier unzählbare Schaaren aus unserer Verwandtschaft vor, die sich auf den verschiedensten Wäschestücken eingerichtet hatten und es sich in der schönen Treibhausluft recht wohl sein ließen.

Am Morgen des zweiten Tages darauf versammelten sich viele Menschen in den Zimmern. Einige weinten, viele trugen Kränze mit kostbaren Blumen. Alle gingen leise und flüsterten. Dann fing Einer an, mit lauter und feierlicher Stimme zu beten und zu reden. Er sprach viel vom lieben Gott, der sie lieb hatte und zu sich nahm, und viel vom unerforschlichen Rathschluß des Himmels. Und ich mußte mich wundern, daß der Mann so feierlich und überzeugt redete, da ich es doch besser wußte. Auch Coco, der in ein abgelegenes Zimmer gestellt und mit einem Tuche verdeckt worden war, schlug eine schrille Lache auf, als er das hörte.

Nachmittags bekamen wir in unserem Korbe noch eine große Menge von Verwandten zur Gesellschaft: Leintücher, Kissenbezüge, Hemden, Handtücher, Taschentücher — Alles, was mit uns zusammengethan wurde, war mit T. B. besät, die zum großen Theil noch lebensfähig waren. Der Korb wurde auf einen Wagen gehoben und nach einer langen Fahrt an einem niedrigen Hause in der Vorstadt abgeladen und in ein Zimmer gebracht.

Es war ein ziemlich großer Raum, der als Schlafzimmer, Wohnzimmer und Küche zugleich diente. Durch eine halb geöffnete Thür sah man in einem Nebenraum einen mächtigen eingemauerten Kessel, aus dem dichte

Wolken Wasserdampf zur Decke stiegen und zum Theil auch das Zimmer erfüllten. Eine Frau, nur mit Hemd, Rock und einem rothen Kopftuch bekleidet, die Füße in Holzschuhen, ging zwischen dem Kessel und dem Zimmer emsig beschäftigt hin und her.

Nach einer Weile öffnete sie unsern Korb und stülpte den ganzen Inhalt auf einen Haufen auf den Boden. In demselben Augenblick ging die Thür auf, die nach dem Garten führte, und ein junges Mädchen trat herein, sauber herausgeputzt, wie eine Tirolerin im Sonntagsstaat. In den Händen trug sie einen großen flachen Korb, der bis obenan mit prächtigen Rosen gefüllt war.

„Bist Du fertig?“ fragte die Alte, ohne aufzusehen.

„Ja, Mutter, es ist Zeit.“

„Hilf mir erst noch schnell die Wäsche zurechtmachen.

— Sie setzte den Blumenkorb auf einen Stuhl und machte mit flinken Händen in dem Chaos auf dem Boden Ordnung. Dann nahm sie ihren Korb wieder auf, und mit einem: „Gute Nacht, Mutter!“ verschwand sie zur Thür hinaus.

— Und wir mit. Bei dem Umherschleudern und Werfen der Wäschestücke wirbelte eine ganze Wolke von Tuberkel-Keimen empor und senkte sich hier und da zu Boden, legte sich auf die Möbel, die Kleider, die Betten, und was aufs Trockne kam, wurde mit dem nächsten Luftzug wieder zu neuem Wirbeltanz emporgehoben. Nur wir auf den frisch feuchten Rosenblättern blieben

in Ruhe, wo wir einmal hingefallen waren, und machten so mit der Kleinen, deren Hände außerdem noch besät waren, den Weg nach der inneren Stadt mit.

Hier trat sie im vornehmen Viertel in ein hell erleuchtetes Bierhaus. Die Tische waren zu der frühen Stunde noch schwach besetzt; nur auf dem erhöhten Erkerplatz hatte sich eine zahlreichere Gesellschaft junger Leute versammelt. Einer von ihnen war im Begriffe, sich zu verabschieden, als das Blumenmädchen an den Tisch trat.

„Bertha! schnell! wo bleibst Du heute so lange? — Hast Du wenigstens was Schönes heute? — Laß sehen!"

„Ihre Braut wird zufrieden sein. Sehen Sie nur, hier und hier und da!"

Sie reichte ihm einige der thaufrischen Blumen; nachdem er von jeder einen Augenblick prüfend den Duft in seine Nase eingesogen, war ein Theil der brüderlichen T. B. auf Lippen, Schnurrbart und Nasenspitze vertheilt, um in Kurzem bei Ueberreichung des zusammengebundenen Sträußchens mit einem Kuß wieder auf weibliche Lippen übertragen zu werden.

Eine zweite Gruppe von uns thronte bald am Mieder der Resi, der stämmigen Münchener Kellnerin, welche die Zahl ihrer Verehrer aus der Zahl der geschenkten Blumen errathen ließ. Sie war eine Sehenswürdigkeit wegen der unglaublichen Biermengen, die sie tragen und vertragen konnte. Mit wohl 20 Krügen zugleich in den beiden Händen konnte man sie abends durch die dicht gedrängten Reihen der Gäste dahinfliegen sehen, wobei die Krüge von einer Schulter zur anderen

eine geschlossene Palisadenreihe um die außerordentliche Rundung der Busenschanze herum bildeten.

Heute ging dabei mancher der T. B. von den angesteckten Blumen auf die an's Herz gedrückten Krüge hinüber und wurde von den Biertrinkern als ungeahnte Beigabe mit hinuntergespült. Ihre vorläufige Muße benutzte sie nach Kräften für sich selbst, um für den anstrengenden Nachtdienst die erforderliche Spannkraft zu erlangen. Zu dem Zweck zog sie sich, wenn sie konnte, in eine Fensternische zurück und goß sich mit erstaunlicher Behendigkeit einen Krug Bier nach dem andern in den vollen Hals — und auch da rann mancher von uns mit hinab, dem der chronisch veränderte Säufer-Magen nichts mehr anhaben konnte.

An einem der Tische saß ein junger Mann allein; er war anscheinend tief in Gedanken versunken und trommelte nervös mit den Fingern auf dem Tisch herum. Als das Blumenmädchen zu ihm herantrat, fuhr er leicht zusammen und sah sie erst eine Weile forschend an, bevor er sich eine Knospe aus dem Korbe auswählte. Er holte die Bezahlung aus der Westentasche und versank dann wieder in sein voriges Brüten. Er hielt sich dabei seine Rose fast unausgesetzt an die Nase, die mit einer gewissen Gier den Duft in sich aufzog und mit einer Heftigkeit, daß auch wir mit dem Luftstrom hoch hinauf in die Nasenhöhle geschleudert wurden. Hier erfaßte uns ein aufwärts strebender Saftstrom, führte uns in die Schädelhöhle und setzte uns auf der weichen Hirnhaut ab.

Unser Träger war, wie einige tiefe Narben auf der linken Wange vermuthen ließen, Student. Freilich mußte er schon über die übliche Semesterzahl hinaussein, denn nicht die Spuren überschäumender Leidenschaften allein konnten die sonst ansprechenden Gesichtszüge in dem Grade dem Aussehen der Jugend entfremdet haben. Der Anzug war verwahrlost; der Glanz der Rockärmel harmonirte mit dem zerknitterten Hemde und dem Kragen von zweifelhaftem Farbenton.

Plötzlich stand er auf und verließ, ohne zu bezahlen, das Lokal. Er rannte in halblautem Selbstgespräch planlos durch mehrere Straßen. Dann bog er plötzlich in ein düsteres Haus ein, tastete sich drei Treppen in die Höhe und klingelte mehrmals an einer finsteren Thüre, die außen mit starkem Eisenblech beschlagen war. Vorsichtig wurde erst ein kleines Schiebefenster bei Seite gezogen und dann rasch geöffnet.

Der Student trat in den halbfinstern Flur. Die Frau, die hinter ihm wieder sorgfältig die Thür verschloß, begrüßte ihn als Bekannten.

„Sehen Sie, Herr Doktor! was sagte ich Ihnen vorgestern? Auf Wiedersehen! hab ich gesagt, auf Wiedersehen! Haha!“

„Die kriegen Sie jetzt zum letzten Mal! Das schwör ich Ihnen!“ rief er heftig und reichte ihr seine Taschenuhr, die er lose in der Westentasche trug.

„Na, ja doch! — Hier ist der Schein! — Hier ist das Geld!“

Er steckte einen Thaler in die Westentasche als Ersatz für die verpfändete Uhr; das übrige Geld ließ er, ohne zu zählen, in die Hosentasche hinabgleiten.

Auf der Straße pfiff er eine Operetten-Melodie und steuerte mit erhobenem Haupte dem nächsten Droschken-Halteplatz zu. Nach einer Fahrt von einer halben Stunde betrat er ein berüchtigtes Balllokal.

Auch hier war er kein Fremder. Von manchen Seiten wurde er angerufen und begrüßt. Erst tanzte er wie ein Rasender, dann ließ er sich von zwei fetten Frauenzimmern mit schlecht geschminkten Gesichtern in eine Loge drängen und fing mit ihnen ein wüstes Gelage an, das ihn bald jeder Besinnung beraubte. Das eine der Weiber durchsuchte ihm die Taschen und bezahlte die Zeche, während das andere ihn mit Unterstützung des Kellners zur Thüre hinaus geleitete.

Auf der Straße hätte auch diese ihn am liebsten seinem Schicksal überlassen, doch besann sie sich plötzlich eines anderen, faßte ihn fest unter den Arm und zog ihn mit sich fort in den nahen Park. Hier setzte sie sich mit ihm auf eine Bank; während er bald, an einen Baum gelehnt, laut zu schnarchen anfing, begann sie hastig noch eine Nachlese in den Taschen des Schläfers abzuhalten. Außer einigem Kleingeld nahm sie den Pfandschein an sich, und nachdem sie ihm dann noch das einzige Gold in seinem Besitz, einen Verlobungsring, vom Finger gezogen hatte, machte sie sich eiligst davon.

Düstere Morgennebel kämpften mit dem ersten Tagesgrauen, als der Student erwachte. Ein Frost schüttelte ihm die Glieder, sodaß er mit den Zähnen klapperte. Er erhob sich von dem feuchten Rasen, auf dem er sich ausgestreckt fand. Er machte einige Schritte, unsicher und schwankend. Der Kopf schmerzte zum Zerspringen; die Füße brannten vor Kälte. Es dauerte lange, ehe er von der Stelle konnte. Nur langsam kam wieder Leben in die abgestorbenen Glieder; fröstelnd und stöhnend schleppte er sich nach seiner Wohnung.

Er schlich sich, so leise er konnte, die vier Treppen empor. Doch als er die Flurthür aufschließen wollte, wurde diese bereits von innen geöffnet. Ein übernächtigt aussehendes schlankes Mädchen leuchtete ihm mit der hochgehobenen Flurlampe ins Gesicht; sie sah ihn mit ihren rothumränderten Augen vorwurfsvoll an, ohne daß ein Laut über ihre bleichsüchtigen Lippen kam.

„Louise!“ sagte er tonlos und wollte ihre Hand erfassen. Sie drehte sich aber stumm nach einer Zimmerthür, öffnete, setzte das Licht auf den Tisch und verschwand.

Halb angekleidet warf er sich in sein Bett.

Die Wirthin versuchte während des Tages mehrmals, das Zimmer aufzuräumen, doch mußte sie immer wieder davon abstehen, denn der Schläfer war auch bis zum Dunkelwerden noch nicht aufgestanden.

Als ihr Sohn abends aus der Fabrik heimkam, nahm die Alte das Gespräch wieder auf, das sie tagsüber öfter mit ihrer emsig nähenden Tochter versucht

hatte zu führen. Diese hatte aber immer nur geseufzt und sich heimlich die Augen gewischt.

„Jetzt wird es aber zu arg! Tags schläft er, nachts schwärmt er herum. Gearbeitet wird immer noch nichts. Und die Miethe ist er auch wieder schuldig geblieben!“

„Ich hab es immer gesagt, er ist ein liederlicher Lump!“ rief der Sohn mit einem wüthenden Blick auf die Schwester. Wir arbeiten von früh bis spät, wir entbehren das Nothwendigste, wir sitzen in dem kleinsten Hinterstübchen — nur damit der Bierwanst so lange über Wasser gehalten wird, bis er Dich zur Frau Doktor machen kann!“

„Karl!“ schrie seine Schwester in Verzweiflung auf.

— „Meint Ihr, ich durchschaute Euch nicht? Ich kenne Eure Schliche wohl! — O! ich weiß genau, warum die Mutter den Menschen in Schutz nahm und die Schwester sich ihm an den Hals geworfen. — Aber das schwöre ich Euch: jetzt hat es ein Ende!“ — Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte und wollte zur Thür hinaus.

Mutter und Schwester warfen sich ihm in den Weg und suchten den Wüthenden zu beruhigen. Endlich gab er ihren Bitten nach und versprach, wenigstens bis morgen zu warten.

12. Ein Schuß.

Als Mutter und Bruder zur Ruhe gegangen waren, legte die Näherin ihre Arbeit bei Seite und schlich auf

den Zehen nach der Thür des vermietheten Zimmers hinüber. Der Student hatte Licht. Sie klopfte leise und trat rasch ein.

Er saß am Tisch, den Kopf auf beide Hände gestützt, vor ihm lag ein geöffneter Brief. — Er sah auf.

„So — komm Du auch noch! — Ich weiß, was Du sagen kannst. — Laß mich! laß mich! — Mein Kopf zerplatzt mir so schon.“ — Er stöhnte laut auf und preßte die Hände gegen die Schläfen.

„Emil!“ sagte sie ernst, „Du hast mir Alles geraubt, was für ein armes Mädchen Werth haben kann — jetzt nimmst Du mir auch noch das Letzte: Die Hoffnung!“

„Martere mich nicht! Mein Denken ist gelähmt, mein Gefühl ist erstorben — nur für Eins ist noch Raum hier drinnen, für den Einen Gedanken: Du bist verloren, verloren, verloren! — Da!“ — Er lachte gräßlich auf und gab ihr den Brief, worin ihm ein Bankhaus die Abrechnung über den letzten Rest seines Vermögens mittheilte.

„So beginn' ein neues Leben! Emil!“

— „Mit nichts!“ —

„Dein Erbtheil hat Dich nur vom Arbeiten abgehalten. Mache jetzt noch das Examen! Du wirst es machen. Ich will —“

— „Zu spät! zu spät!“ —

Seine Stimme klang heiser und dumpf, fast wie thierisches Gebrüll. Er ballte die Fäuste und warf die Arme in die Luft, dann preßte er wieder krampfhaft die Hände gegen die Stirne und knirschte laut mit den

Zähnen. Dabei sah er so wild und fremd mit rollenden Augen um sich, daß das Mädchen vor Schrecken aus dem Zimmer floh.

Er verriegelte hinter ihr die Thür und saß lange unbeweglich da. Plötzlich preßte er wieder mit den Geberden eines Rasenden die Hände an die Stirn, hinter welcher wir T. B. unsere stille Arbeit verrichteten.

Er that einige hastige Schritte; er fühlte, daß seine Kniee wankten. Er sank auf einen Stuhl und dachte an das verfehlte Leben, das hinter ihm lag. Wie in einen Nebelschleier gehüllt erschien ihm das Vergangene; nur einzelne unzusammenhängende Ereignisse wollten daraus schärfer hervorspringen. Doch war es ihm, als könnte er nicht selbständig daran denken und sie festhalten; es kam ihm so vor, als wenn in seinem Hirn ein anderes Wesen das Denken besorgte, dem sein Bewußtsein fremd gegenüberstand. Und wie sich die Dinge in seinem Kopfe drängten und jagten, in wilder Flucht überstürzten! Wie der Anker das Tau mit rasender Geschwindigkeit abwickelt und in die Tiefe reißt, bis er mit einem Ruck zum Einklammern kommt, so rasten in beängstigender Hast ihm die Gedanken einem unbekannten grausigen Abgrund zu — und mit einem Schlag war dann wieder alles zu Ende, abgeschnitten durch den marternden Schmerz, der unter krampfhaftem Kopfzittern, Schielen und Zähneknirschen durch das Gehirn bohrte.

Matt und zitternd sank er aufs Bett, er versuchte, an seine Zukunft zu denken. — Doch da blieb alles

dunkle Nacht; kein Plan, keine Hoffnung, kein Wunsch wollte sich von dem trostlosen Grunde abheben.

Konnte er wirklich keinen neuen Gedanken fassen? — Wickelten sich nur noch einige alte Erlebnisse mechanisch in seiner Gehirnmasse ab? — War er schon so nahe dem Thier? — „Mein Gott! nur nicht das! — Bin ich denn schon verrückt?“ — Er sprang auf und sah wirr um sich. Er rollte furchtbar mit den Augen, die sich wieder in krampfhaftem Schielen verzerrten. — „Ja, ja! — es ist so! — Du wirst verrückt!“ — Er lachte laut auf. — „Horch! — da lacht Jemand! — Werda? — Er riß die Thür auf. Alles war still.

„Wahnsinnig? — Dafür haben wir eine Medicin hier im Kasten!“ — Er holte aus einer Schublade einen Revolver heraus und hielt ihn vor dem Spiegel an die Schläfe. — Der furchtbare Schmerz durchbohrte wieder sein Gehirn; die Zähne knirschten auf einander und vor krampfhaftem Zittern konnte er kaum die Waffe noch halten. — „Nicht hier! — Zu Bett! — Wer denkt da? — Ich war es nicht! — Ruhe da!“ —

Er warf sich auf das Bett und verfiel bald in einen todtenähnlichen Schlaf.

Als er wieder erwachte, stand der Bruder seiner betrogenen Geliebten neben seinem Bett und redete heftig auf ihn ein. Er verstand nicht, was er wollte; er war nicht sicher, ob überhaupt Jemand da war, der mit ihm sprach. — Es sprach Jemand tief, tief in seinem Gehirn, und das wühlte wieder mit gräßlich schmerzhaftem Bohren darin, so daß sich seine Züge verzerrten. Nur

Ein Gedanke durchfuhr es wie ein Blitz, der Gedanke, mit dem er zuvor eingeschlafen: nur nicht wahnsinnig!

Er hob langsam die Waffe, die er während des Schlafes ruhig neben sich hatte liegen lassen. Der junge Kaufmann stürzte sich mit einem Schrei auf ihn, doch zu spät — der Schuß krachte, und aus dem zerschmetterten Schädel des Unglücklichen spritzte das Gehirn umher und besudelte mit kleinen Flecken das Gesicht des ungestümen Mannes.

Ehe dieser in der Aufregung daran dachte, sich zu säubern, waren wir mitgerissenen T. B. schon bei ihm heimisch geworden.

Und dann begann die alte Minirarbeit auf frischem Boden von Neuem und vorsichtig tastend nahmen wir langsam auch hier die besten Gebiete in Besitz. Was uns hier auf unserem Wege am meisten förderlich war, das war das heißblütige, jähzornige Naturell des jungen Mannes.

Nachdem der erste Schrecken über den Selbstmord des Studenten vorüber war, machte er seiner schwachen Mutter und seiner betrogenen Schwester die heftigsten Vorwürfe, wobei er sich derartig in Wuth hineinbrüllte, daß ihm im Hals und Kehlkopf kleine Blutgefäße platzten; hier hielten wir dann recht bequem unseren Einzug. Als aber einige Monate später die Schande der Schwester nicht zu verbergen war, verfiel er in eine Art von Raserei; die Augen waren blutig unterlaufen, und das Blut der zerbissenen Lippen vermischte sich mit dem aus den zerrissenen Halsgefäßen. Er glich mehr einem wilden Thier als einem

Menschen, und wer weiß, wie es der armen Schwester ergangen wäre, wenn nicht auf das Hülfegeschrei der Frauen die Nachbarsleute ihn mit Gewalt von ihr gerissen hätten.

13. Durchs Telephon.

Karl Behling war Angestellter in der großen Spinnerei und Tuchfabrik von Schaller und Söhne. Er war vor Jahren als Arbeiter an der Spinnmaschine dort eingetreten. Der Uebergang von der Tertia des Gymnasiums zur Spinnerei-Abtheilung der Fabrik war für ihn doppelt schwer gewesen; das Lernen war ihm leicht gefallen, die mechanische Arbeit wollte ihm nur schlecht von der Hand gehen. Doch hatte er die Nothwendigkeit des Schrittes eingesehen, nachdem der Vater die Familie böswillig verlassen hatte. Mit aller Energie gab er sich seiner neuen Beschäftigung hin, die zum Glück keine besonderen Kraftleistungen beanspruchte, denn er war von zartem Körperbau.

Zufällig war man auf seine schöne Handschrift aufmerksam geworden, und wenn auf dem Komptor dringende Arbeiten vermehrte Kräfte wünschenswerth machten, zog man ihn gern mit heran. So kam es, daß er bald immer mehr durch sein anstelliges Wesen sich dort unentbehrlich zu machen wußte. Zuletzt wurde er nur noch als Schreiber, Hülfsbuchhalter und dergleichen verwandt. Auch der junge Herr Schaller fand Gefallen an ihm und beschäftigte ihn schließlich ganz auf seinem Privatkomptor mit Kopiren und Entwerfen von Briefen.

Auch war es immer mehr Regel geworden, daß ihm dort die Bedienung des Telephons übertragen wurde, weil seine helle Stimme von allen am leichtesten zu verstehen war. Der ausgedehnte Geschäftsbetrieb, der sich über drei Welttheile erstreckte, fand in der schnellen Arbeit der praktischen Erfindung eine willkommene Erleichterung, von der ausgiebig Gebrauch gemacht wurde, sowohl zu Unterredungen nach den Fabrikräumen, nach der Stadt, wie mit anderen Orten.

Es war zu der Zeit, als unser kleiner Freund und Mitarbeiter, der Influenza-Keim, seinen Siegeszug durch Europa machte, als auch Karl Vehling als einer der Ersten von der Krankheit ergriffen wurde. Wir T. B. hatten damals schon ansehnliche Theile seiner Lungen und einen Streifen im Kehlkopf bei ihm besiedelt, aber erst durch die Mithülfe der kleinen hinzugezogenen Verwandten kam unsere Arbeit in ein schnelleres Tempo. Damals hustete alle Welt, aber soviel und mit soviel Auswurf wie der Hülfsbuchhalter kein Einziger vom Komptorpersonal. Trotz allen Zuredens war er aber nicht zu bewegen gewesen, sich einige Tage zu Haus zu halten. Zuletzt wurde es jedoch dem jungen Herrn zu arg, als er ihn am Telephon mehr husten als sprechen hörte. Er schickte ihn sofort nach Hause und machte sich selbst einige Tage am Telephon zu schaffen.

Es war daher nicht zu verwundern, daß Herr Schaller, der bisher von der allgemeinen Seuche verschont geblieben war, nach einigen Tagen auf das Heftigste erkrankte, denn er hatte eine reiche Aussaat

von Influenza-Bacillen von dem Mundstück direkt in die Lungen hinabgesogen, daneben war aber ebendaher auch eine Sammlung von T. B. mit hinuntergelangt, und ich mit ihnen.

Die gestrengen Herren von der Influenza, die ihren Träger sofort zu Boden warfen, hatten bald ausregiert; sie gingen ebenso schnell zu Grunde, wie sie gekommen waren. Wir hatten uns von ihnen das Feld bestellen lassen, auf dem wir haften konnten; dann bedurften wir ihrer nicht mehr.

Es dauerte lange, bis der Fabrikherr sich soweit wieder gekräftigt hatte, daß er seinen Komptorplatz wieder einnehmen konnte. Aber auch dann fühlte er sich nicht mehr so leistungsfähig, wie sonst. Auch war er verstimmt und reizbar geworden. Sein Arzt rieth ihm Luftveränderung an. Früher als sonst gönnte er sich deßhalb in diesem Jahre eine Ausspannung, zuerst an den oberitalienischen Seen, später in der Schweiz.

Bei seiner Rückkehr sah er blühend aus und die alte Spannkraft durchzuckte wieder den elastischen Körper. Er muthete sich sogar mehr zu als früher, denn er hatte für Karl Vehling, mit dem er sich so vortrefflich eingearbeitet, noch keinen Ersatz gefunden. Der arme Mensch war der schweren „Influenza“ damals schnell erlegen.

So kam der Winter heran. Mancherlei gesellschaftliche Verpflichtungen, die selten auch etwas Vergnügen nebenbei abwarfen, beanspruchten seine Abende,

seine Nächte. In dem Strudel geschäftsmäßigen Vergnügtseins, worein sich der Fabrikherr wieder gezogen sah, wurde er allmählich, ganz allmählich wieder etwas nervös, wieder etwas blaß, wieder etwas zum Hüsteln geneigt. Wir T. B. in seiner linken Lungenspitze bekamen bei jeder Gelegenheit neuen Zuwachs von außen her, und auch unser eigenes Wachsthum vergrößerte das befallene Gebiet immer mehr. Als die ersten vorzeitigen Frühlingslüfte zu wehen begannen und der Aufruhr eines fröhlich verlebten Karnevalfestes sich besänftigte, hatten wir eben ein kleines Blutgefäß in der Lungenspitze durchfressen — ein Ereigniß, welches eines Morgens in Gestalt eines frischen Blutflecks im Taschentuch dem bestürzten Fabrikherrn vor Augen geführt wurde.

Jetzt war die Aufregung groß. Er glaubte nicht anders, als daß nun plötzlich ein großer Blutsturz seinem Leben ein Ende machen würde. Der Hausarzt konnte ihn nur mit Mühe beruhigen; der zugezogene Professor erklärte die Lungenspitze für angegriffen, er müsse sich schonen — das hatte der Hausarzt auch gesagt — sobald er reisefähig sei, müsse er nach einem Höhenkurort und den nächsten Winter nach Italien, an die Riviera.

So wurde über ihn verfügt. Und die Lust zum Leben erzog ihn zu dem folgsamsten und gewissenhaftesten Kranken, den man jemals gesehen. Mit peinlicher Sorgfalt überwachte er sich und seine Umgebung und fügte sich allen Beschränkungen seiner Freiheit, nachdem er die Gründe dafür einmal eingesehen und würdigen gelernt hatte. In den Kurorten lebte er

nach der Uhr, nahm seine Mahlzeiten nach der Vorschrift, machte seine Spaziergänge auf den empfohlenen Wegen und zu den angerathenen Zeiten, und nichts war im Stande, ihn von dem festgesetzten Programm abwendig zu machen. Er kannte genau die am meisten geschützten Wege für jede Windrichtung; er wußte genau, wo es galt, hier sich gegen den Staub, dort gegen einen plötzlichen kalten Luftzug zu schützen. Er war das zuverlässigste Barometer: ging er bei zweifelhaftem Wetter aus, so wußten alle Kurgäste, daß auch sie es wagen konnten.

Es war deshalb nicht zu verwundern, daß es da mit unserer Herrlichkeit in seiner Lungenspitze allmählich zu Ende ging. Immer mehr erstarkten die Gewebe, und immer mehr wurde uns beim Ausschluß jedes begünstigenden Einflusses für unser Vordringen das Leben erschwert. Immer enger zog sich ein Wall von wachsamen weißen Blutkörperchen um uns zusammen; als wir unsere Giftstoffe so dem allgemeinen Kreislauf nicht mehr mittheilen konnten und die verdichteten Gewebe um uns zuletzt nichts mehr davon nach außen hindurchlassen wollten, wurden wir mit unserem eigenen Safte überschwemmt, betäubt, in einen Zustand von Lethargie versetzt, der dem langsamen Absterben vorausgeht — genau wie wir es bisher bei unserem Träger beabsichtigt hatten.

14. Durch Schaden klug.

Als Herr Schaller nach einer Abwesenheit von einem Jahr nach Hause zurückkehrte und aus den Händen seines Vaters, der sich sonst ganz aus dem Geschäft zurückgezogen hatte, wieder die Zügel der Leitung des ganzen großen Unternehmens übernahm, war er ein Bild blühender Gesundheit und bewußter männlicher Kraft. Er hatte das früher als selbstverständlich hingenommene Gut der Gesundheit nunmehr schätzen gelernt und bewerthete seinen Preis jetzt so hoch, daß er ungesäumt seiner gewonnenen Erkenntniß über die Ursachen seiner Erkrankung thatkräftigen Ausdruck lieh.

Seine Sorge von früh bis spät war nicht mehr einzig das Geschäft, und sein Gedanke von spät bis früh war nicht mehr allein das Vergnügen. Er fand die große Verantwortlichkeit für die Hunderte seiner Arbeiter nicht mehr in der Abwendung von Betriebsunfällen erschöpft; er begrenzte seine Fürsorge für das Arbeiterheer nicht mehr mit der gelegentlichen Unterstützung von Erkrankten oder deren Angehörigen — nein! mit aller Kraft und Energie seines begeisterungs- und aufopferungsfähigen Wesens setzte er sich zur Lebensaufgabe: die Gesunden gegen die Kranken zu schützen.

Jeder seiner Arbeiter und Angestellten mußte sich einer genauen ärztlichen Untersuchung unterwerfen, die in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholt wurde.

8*

Alle Lungenkranke und sonst Verdächtige wurden aus der Fabrik ausgeschlossen und zur Heilung auf Fabrikkosten einem geeigneten Krankenhaus überwiesen.

Für alle tuberkulösen Angehörigen eines Arbeiters war die Aufnahme in das Tuberkulosenhaus Verpflichtung, wie für den tuberkulösen Arbeiter selbst.

In allen Fabrikräumen wurde eine ausreichende Zahl von Spucknäpfen aufgestellt, deren tägliche Reinigung und ausschließliche Benutzung strenge Vorschriften erzwangen.

Kein Kehrbesen durfte in irgend einem Fabrikraum gebraucht werden; nur nasses Aufwischen des Fußbodens war erlaubt.

Jedes schleppende Frauenkleid war verboten.

Die vorhandenen Ventilations-Vorrichtungen wurden vermehrt und verbessert, besonders dort, wo die größte Entwickelung von Staub stattfand: in der Spinnerei, Weberei, Scheererei und Rauherei.

Während der Arbeit war es streng untersagt, Speisen oder Getränke zu sich zu nehmen.

Der hierzu bestimmte Speisesaal durfte erst nach Reinigung der Hände betreten werden, wofür ausreichende Wasch-Vorrichtungen zur Verfügung waren.

Jeder Arbeiter, der an Husten litt, mußte vom Meister sofort dem Fabrikarzt zugeführt werden und durfte erst weiter arbeiten, wenn dieser ihn für unverdächtig erklärte.

So lauteten einige der Bestimmungen, deren Durchführung er mit Strenge überwachte. Da er mit Sokra-

tes den Grundsatz vertrat, daß nur Unkenntniß Schaden bringt, so versammelte er ab und zu seine Arbeiter in dem großen Fabrik-Speisesaal und belehrte sie eingehend und allgemein verständlich über die Entstehung und Weiterverbreitung der allgemeinsten Krankheit der Welt. Diese Vorträge wußte er durch die Wärme seiner Ueberzeugung sowohl, wie durch die während seiner Abwesenheit reichlich gesammelten Erfahrungen und Studien so anziehend zu gestalten, daß seine Zuhörer immer mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten und seine Ideen in ihren Familien mit gleicher Ueberzeugung weiter verbreiteten.

Aber auch auf weiterem Gebiete suchte er seiner Ueberzeugung, daß die Gesunden gegen die Kranken geschützt werden müßten, Eingang zu verschaffen. Wegen seiner angesehenen Stellung und seines Vermögens war er schon früh in die Zahl der Stadtväter aufgenommen worden. Er hatte aber bisher nur selten Gelegenheit gehabt für das Allgemeinwohl in dieser Körperschaft eine Lanze zu brechen; zu viele Sonder-Interessen hatten ihm bisher in erster Linie gestanden. Jetzt brachte er mit einem Male die behäbigen Amtsgenossen und friedliebenden Schlendrian-Bürger durch alarmirende Brandreden um jegliche Ruhe. „Es ist immer so gewesen!“ sollte nun auf einmal nicht mehr als genügenden Grund für den Winterschlaf stadtväterlicher Murmelthiere gelten.

Die ganze öffentliche Gesundheitspflege mußte sich eine schonungslose Bloßstellung gefallen lassen — an-

gefangen von den Wohnungs- und Nahrungs-Verhältnissen, von der Trinkwasser-Versorgung, den Schlachthäusern, den Milchanstalten und Speisehäusern, den Herbergen und Versammlungsräumen, den Theater- und Konzertsälen bis zur städtischen Straßenreinigung und dem Abfuhrwesen.

Die Aerzte und mehrere einflußreiche Persönlichkeiten hatten sich von vornherein auf seine Seite gestellt, und als sie in den Zeitungen mit einem zündenden Aufruf zur Errichtung eines Tuberkulosenheims auftraten und mit den ersten Bürgern der Stadt vereinigt gleich namhafte Summen dafür zeichneten, da wollten auch die anfangs Widerstrebenden und Bedenklichen nicht zurückbleiben: in einer einzigen Woche waren die Gelder gesichert und der städtische Baumeister mit der Vorlegung eines Planes und Kostenanschlags beauftragt.

Außer dieser in herrlicher Waldgegend geplanten Anstalt für die Armen, die durch erhebliche Zuschüsse der Krankenkassen und Invaliditätsversicherungen später noch bedeutende Erweiterungen erfuhr, regte er die Erbauung eines ähnlichen Hauses für die Mittelklassen an. In beiden Anstalten sollten die leichter Erkrankten sich nützlich und gewinnbringend beschäftigen können; überhaupt sollte jeder zu irgend welcher Arbeit angehalten werden, der vom Arzt dazu für fähig erklärt würde. Anlegung von Gärtnereien, Obst-, Gemüse- und Blumen-Zucht wurde in Aussicht genommen. Aber auch häusliche Beschäftigung wurde vorgesehen, namentlich für den Winter.

Für Buchbindereien, Leder-Arbeiten, Holz- und Papparbeiten, Schneiderwerkstätten u. a. gedachte er Säle herzurichten, ebenso wie für angemessene Spiele und Uebungen des Leibes.

Wir T. B., wir armen, kleinen, schwachen, absterbenden Wesen in seiner Brust, erlebten nicht mehr die Verwirklichung seiner uns feindseligen Pläne. Bevor wir als Einzelwesen hier in ihm unser Dasein abschließen, blicken wir von diesem unserem lebenden Leichenstein mit Zuversicht hinüber zu den Milliarden unserer Genossen, die niemals untergehen werden, so lange die beiden Helfer und mächtigen Vorkämpfer für uns weiter wirken werden: die Indolenz und Unwissenheit der Menschen.

III.

Discite moniti!

Nachdem ich meinem Freunde die vorstehende Biographie seines Todfeindes geschickt hatte, hörte ich längere Zeit nichts mehr von ihm. Ich fing schon an, mir allerlei beunruhigende Gedanken zu machen, als ich eines Tages folgendes Schreiben aus San Remo von ihm erhielt, woraus ich entnehmen konnte, in welchem Maße die einmal erfaßte Idee seine Aufmerksamkeit die ganze Zeit hindurch beschäftigt haben mußte.

„Mein lieber Freund!

Unsere Unterredung in Nizza hat mir zunächst eine schlaflose Nacht und in der Folge manchen beängstigenden Traum eingebracht. Das T. B.-Gespenst verfolgte mich überallhin, wo ich ging und stand. Die Menschen kamen mir immer mehr verdächtig vor; je länger ich ihr Treiben beobachtete, um so mehr mußte ich mich überzeugen, daß sie mehr oder weniger alle im Dienste des Massenmörders thätig sind — unbewußt natürlich, ahnungslos wie ich selber.

Mein Aufenthalt hier fing an, mir verleidet zu werden. Da erhielt ich Deine lehrreiche Lebensbeschreibung, die ich mit Vergnügen und mit Kummer zugleich und hoffentlich auch mit Nutzen gelesen habe. Auf

jeder Seite mußte ich mir sagen: De te fabula narratur, auch längst vor der Stelle, wo der so lange schwirrende Pfeil endlich meine eigene Brust erreicht.

Doch damit war auch mein Entschluß gefaßt; ich mußte zunächst noch genauere Kenntnisse und Einblicke erwerben, und wo konnte ich mir diese wohl schneller und angenehmer verschaffen, als in San Remo bei Dr. Westerhold? — Er hat mir seit meiner Ankunft hier im täglichen Verkehr in der liebenswürdigsten Weise ein gut Theil seiner kostbaren Zeit geopfert, und so bin ich denn immer mehr in die Frage eingedrungen, welche für mich augenblicklich im Vordergrunde steht.

Ich habe übrigens nicht blos einen Stoß einschlägiger Litteratur durchgesehen, sondern mich aus Interesse zur Sache auch in die Geheimnisse des Bacillenfangs und der ganzen Färbetechnik einweihen lassen, und habe heute Morgen unter des Doktors kritischen Augen mit der ersten selbständigen Arbeit auf diesem Gebiete meine Befähigung zum freiwilligen Privat-Assistenten zu seiner Zufriedenheit dargethan.

Seitdem nun diese Dinge durch die fortwährende Beschäftigung mit ihnen aus unbestimmten Umrissen sich mir im Mikroskop zu greifbarer Wirklichkeit verdichtet haben, wie der Nebelfleck am Himmel sich im Fernrohr zu einzelnen festen Sternen auflöst, seitdem fühle ich mich doch für meine Person außerordentlich beruhigt: jetzt kenne ich wenigstens meine Feinde, denen ich bisher in stummer Resignation gegenüberstand, wie der einsame Wanderer auf freiem Felde dem Gewitter. Nach-

dem auch mein ärztlicher Berather und Lehrmeister mir die bestimmteste Versicherung gegeben, daß die Tuberkulose heilbar und bei mir schon so gut wie geheilt sei, und nachdem er mir für mein musterhaftes Wohlverhalten als folgsamer Patient das beste Zeugniß ausgestellt hat, hebe ich den Kopf wieder hoch und könnte von den Kranken hier im Tone eines Vergnügungsreisenden sprechen, der sie als eine hergebrachte Dekoration der Riviera-Landschaft mit in Kauf nimmt.

Mir ist es aber trotzdem nicht leicht ums Herz, und der Anblick der leidenden Menschheit um mich her bringt meine Gedanken immer wieder darauf, daß auch ihnen irgendwo Jemand ohne Absicht einmal den Giftsamen beibrachte, dessen verderbliche Wirkung heute unser Mitleid herausfordert. Und wie zeigt sich auch hier wieder das Gute als die Frucht des Uebels! Entspringt nicht auch hier der Altruismus aus der Wurzel des unbewußt vertheidigten allereigensten persönlichen Interesses? — Nam tua res agitur paries cum proximus ardet! —

Gewiß werde ich versuchen, daheim später in meinem Wirkungskreis Deine und meine Ideen in Thaten umzusetzen, und die gute Meinung zu rechtfertigen, die Du durch vorweggenommene Einführung von Verbesserungen von mir und in mir erweckt hast. Doch bis die praktische Ausführung mich auf das Bedürfniß des Alltags beschränkt, möchte ich in der Feierstimmung des begeisterten Neophyten zu all denen reden können, die noch in der Wolke der Gleichgültigkeit und Unwissenheit dahinleben.

„Doch was kann der Einzelne? Und wer hat heute noch Lust, den Fischen zu predigen?“ — wirst Du vielleicht sagen. Ich denke anders, und da begegne ich mich mit dem Modernsten der Modernen: gerade der Einzelne hat Werth und gibt der leeren Masse den Gedankeninhalt, welchen das kommende Jahrhundert als Fortschritt bucht.

Zu denen, die hier mitzureden haben, gehört vor allen auch der Staat. Es kann und darf ihm nicht gleichgültig sein, wenn sich seine Bürger durch systematische Verseuchung um das ihnen zustehende Kapital von Gesundheit und Arbeitskraft betrügen und dem Staat die Zinsen aus diesem Kapital schuldig bleiben. Die staatliche und kommunale Gesundheitspflege findet schon allein in der Verminderung der Ansteckungs-Gelegenheiten ein reiches Feld fruchtbringender Thätigkeit.

Der Staat allein kann nach der Richtschnur der höchsten Intelligenz und unbehelligt durch Nebenrücksichten handeln; bei der Masse gibt der Kopf die Führung zu gern an das Herz ab. Der Staat stellt den männlichen Theil, die Menge den weiblichen vor in der Vernunft-Ehe zwischen Kraft und Schutzbedürftigkeit, zwischen Wohlfahrt und Egoismus, zwischen Gemeinsinn und Eigensinn.

Das Gemeinwohl verlangt Einsicht und Nachdenken, das Volk will fühlen und empfinden. Ein Eisenbahn-Zusammenstoß mit zehn oder zwanzig Todten läuft wochenlang durch die Blätter, alle empfindsamen Augen bewässern die Taschentücher und alle Gespräche triefen

von Mitleid. — Im Bergwerk strecken schlagende Wetter 50 Arbeiter zu Boden, eine Feuersbrunst legt ein Dorf in Asche; ein wüthend geschwollener Gebirgsbach begräbt einige Familien —: das Mitleid in jeder Form regt sich, setzt sich in lawinenartigem Anschwellen sogar in das Erdulden von traurig stimmenden Liebhaber- Theater-Vorstellungen oder mitleiderweckender Dilettanten-Musik um; — und hier bei der Tuberkulose? —

Im letzten Krieg erlagen auf deutscher Seite 26 500 Mann an Verletzungen und 14 500 an Krankheiten; was will das sagen gegen den Verlust von mehr als 180 000 Menschen, welche in Deutschland Jahr für Jahr in dem unrühmlichen Ringen mit der großen Nation der T. B. erliegen?

Sprechen denn Menschenherzen wirklich nur da, wo die Plötzlichkeit des Todes dem Erlösten und den Angehörigen die Qualen eines jahrelangen Ringens ersparte?

Der kurzlebige Hitzkopf, der Cholera-Bacill, stattet euren schuldvoll schmachvoll verwahrlosten Wasserleitungen einen unvermutheten Besuch ab —: ein allgemeiner Schrecken durchzittert die Lande; der Handel stockt, der Verkehr erlahmt, der Einzelne möchte am liebsten nicht essen, nicht trinken, nicht athmen, nur um der Ansteckung zu entgehen. Und die Tuberkulose, die jahraus jahrein im deutschen Reich alle 24 Stunden ihr halbes tausend Opfer niederstreckt, und die meisten davon nel mezzo del cammin di nostra vita, das hohläugige Schwind-

suchtsgespenst wird als etwas selbstverständliches hingenommen!

Mit scherzender Gleichgültigkeit wirbelt ihr täglich, stündlich auf den Straßen, im Hause, in den Schulen, den Kirchen, im Theater, im Konzertsaal die Keime durcheinander und sorgt überall für immer erneute Zufuhr als Ersatz für das Aufgenommene. In der Frühe klopfen euere Dienstboten dem ahnungslosen Städter auf dem Bürgersteig die T. B. aus euren Bettvorlagen und Decken lachend auf das Haupt. Eure Stadtverwaltung sorgt durch eine geradezu verbrecherische Art von Müllabfuhr in offenen Wagen am hellen Tage dafür, daß ja Niemand leer ausgeht. Der Herr des Himmels umgab einst seine Pflegebefohlenen am Tage mit einer Wolke zum Schutz gegen ihre Feinde — der Herr der Stadt läßt es geschehen, daß seine Bürger täglich in einer eklen Wolke von Todeskeimen und Krankheits-Erregern verwahrt an ihre Berufsgeschäfte gehen.

Ein Windstoß in eure offenen Wagen, offenen Eimer und offenen Kästen an den Thüren mit den Abgängen des Haushalts, ein Besenstrich auf der trocknen Straße und dem staubigen Bürgersteig sät mehr Keime, als ihr Staubtheilchen in einem Sonnenstrahl erblickt. Warum glaubt ihr an die Sonnenstäubchen selbst in der Luft eures prächtigsten Salons? — So laßt euch doch auch von der Sonne der Wissenschaft die Keime zeigen, welche — allein von der Straße aufgelesen — euch der Bäcker mit den Brödchen, der Milchmann mit der Milch, die Zeitungsfrau mit den neuesten Nachrichten, der Brief-

träger mit den Grüßen eurer Freunde alltäglich zum Frühstück servirt!

Hier ist ein Objekt für euren Missionseifer, ihr Männer und Frauen! hier bekehrt und belehrt! Ueberlaßt die schwarzen und weißen Heiden getrost dem Lenker der Herzen und laßt euch rühren von euren hohläugigen Brüdern, euren hüstelnden Schwestern, euren skrophulösen und verkrüppelten Kindern, welche, euch und der Gesellschaft zum Vorwurf, als wehmüthige Ankläger einherschleichen oder ihre Tage auf dem Siechbett vertrauern.

O denkt, wenn euch der erste Frühlingstag nach langer Winterqual wieder in's Herz lacht und es wieder füllt mit dem alten ewig sehnenden Zaubergefühl, das uns eins machen will mit dem schwellenden Leben da draußen — denkt der unzähligen Unseligen, denen derselbe Frühlingszauber durch das halb geöffnete Fenster als letztes Lebewohl in das brechende Auge blickt! Gedenkt der Tausende, die auch ein Anrecht hatten an diese feierliche Auferstehungsstunde der Natur, und die nur bestialische Rücksichtslosigkeit ihrer Mitmenschen davon ausschloß! Bedenkt, daß ihr selbst vielleicht in demselben Augenblick, wo ihr und eure Lieben dem neu sprießenden Leben wieder zujubelt, bereits den Verderbenskeim mit euch herumtragt, hineingesät vielleicht in einer Stunde höchster Glückseligkeit von einer Hand, die wohlthun wollte und unbewußt Gift kredenzte!

Zu Hülfe! ihr Gesetzgeber an hoher und höchster Stelle. Salus publica suprema lex! Nun wohl! — Be-

zwingt die schwer zu schiebende Masse durch euren Willen! — Fügt dem neuen großartigen Einheitswerk der Gesetzgebung das Zugeständniß hinzu, daß im deutschen Reich hinfort Niemand mehr verpflichtet sein soll, sich langsam vergiften und durchseuchen zu lassen!

Zu Hülfe! ihr Männer im Rathe der Wohlfahrt des Gemeinwesens; schützt euch und schützt uns! Was helfen alle gemeinnützigen Einrichtungen, wenn ihr die Plätze eurer Stadt zum Spucknapf für Schwindsüchtige und die Häuser zu Brutanstalten für alle möglichen Krankheitskeime werden laßt?

Zu Hülfe! ihr Lehrer und Jugenderzieher; laßt die Blümchen der Wissenschaft, die ihr pflanzt, nicht von dem Allerwelts-Schmarotzer überwuchert werden, den Unkenntniß dazwischen sät! — *παθήματα* — *μαθήματα*! Uebersetzt den alten Spruch euren Schülern täglich in's Praktische: Leiden sind Lehren!

Zu Hülfe! ihr Seelen- und Leibesärzte! Der Herr sagte zu dem Weibe: Dein Glaube hat Dir geholfen. Der Glaube muß auch uns helfen, der feste Glaube, daß die Tuberkulose nicht die unabwendbare Zuchtruthe in der Hand des Unerforschlichen ist, sondern das ureigenste Menschenwerk — der ewig kreisende Giftbecher an der Prunktafel der Lebensfreude. Wer die Gefahr nicht kennt, kommt darin um; behandelt nicht allein mit Recepten, ihr Aerzte! behandelt nicht minder durch Belehrung und unermüdliche Unterweisung. Ueberzeugt euren Kranken und seine Umgebung, daß es nicht gleichgültig ist „wie er räuspert und wie er spuckt.“

Und wenn nicht Mitleid eure Herzen rührt, so laßt wenigstens den Egoismus in euch zu Worte kommen und den Selbsterhaltungstrieb euch zu Thaten fortreißen.

Der gewissenhafte Viehzüchter untersucht durch Tuberkulin-Einspritzung seinen Viehstand, und findet er ein krankes Stück, so setzt er es wenigstens allein in den Stall. Das thut man für das Vieh! Und für den Menschen? Rücksichtslos werden sie in Schulen, Werkstätten, Fabriken, Bergwerken zusammengeführt und die Krankheitskeime gezüchtet, als wenn es zu der übernommenen Arbeitsverpflichtung mit hinzugehörte. Sucht eure kranken und deshalb gefährlichen Brüder heraus und gebt ihnen gesondert eine angemessene Arbeit, wo sie wenigstens den Gesunden nicht schaden können.

Baut Anstalten für die Armen, die am meisten durch ihre Indolenz und Unreinlichkeit Gefahr bringen. Wer alle Träger von T. B. isoliren könnte, der hat die Schwindsuchtsfrage gelöst.

Kein Denkmal sollte sich früher in eurer Stadt erheben, als bis ihr euch selbst ein solches errichtet durch Schaffung einer Heimstätte für Tuberkulöse, insbesondere für die Armen und Verwahrlosten. Schließt ihr in jeder Stadt von 100 000 Einwohnern nur 100 Giftquellen, so habt ihr euch millionenfach in eurer eigenen Gesundheitsbilanz verbessert.

Im Harz, in Thüringen, im Taunus, im Schwarzwald, in den Vogesen, am Rhein und an der Weser und Elbe, im Osten und Westen, überall in unserem

Vaterlande wartet manch prächtiger Platz auf die Bemitleidenswerthen.

Im Mittelalter verwies man die Aussätzigen in besondere Krankenhäuser; der Aussatz verschwand, die Leprosenhäuser standen leer und konnten anderen Zwecken dienstbar gemacht werden.

Wenn die Menschheit eines Tages erfährt, daß die Tuberkulosenhäuser, die man zu Ende des 19. Jahrhunderts zu bauen angefangen, leer stehen und als Wohnhäuser für die Armen hergerichtet werden können; wenn man von der Schwindsucht der früheren Jahrhunderte wie von etwas für Deutschland Vergangenem und historisch Gewordenem spricht, gleich dem englischen Schweiß, der Pest, den Pocken, der Lepra; wenn die sich bildende Streiterliga der Gesunden gegen die Tuberkel-Krankheit dereinst die Waffen niederlegen wird — dann ist für die allgemeine Wohlfahrt des Volkes eine der dringendsten Fragen gelöst, welche das scheidende Jahrhundert dem zwanzigsten zur Erledigung zuschieben wird.

Und daß die aufdämmernde Morgenröthe dieser kommenden neuen Zeit auch ein einsichtiges, großherziges, opferbereites Geschlecht bescheinen möge, das wünscht aus ganzem Herzen am Abende des scheidenden Jahrhunderts diesem und uns Allen ein Menschenfreund und

Dein Freund."

Kgl. Univers.-Druck. v. H. Stürtz, Würzbg.

Groeningen, G. H.

Wie wird man tuberkulös? Bekenntnisse des Menschenfeindes T. B. aufgezeichnet von G. H. Groeningen

Wiesbaden 1896